AMBROISINE,

die schöne Baderin,

oder

Paris in der guten alten Zeit.

Von

Ch. Paul de Kock.

Aus dem Französischen

von

Ludwig Fort.

Vierter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1854.

Hartleben's Verlags-Expedition.



I.

Die Place-Royale.

Es war nicht leicht zu dem Grafen von Marvejols zu gelangen, wenn man in sein Haus in der Straße Bretonvilliers kam.

Bahuchet ließ sich jedoch von der alten Hausmeisterin nicht abweisen, als sie ihm sagte, daß der Graf nicht zu sprechen sey.

»Sagt eurem Herrn, der Schreiber Bahuchet aus dem kleinen Wirthshause sey da, und ich wette, daß er mich sogleich vorlassen wird.«

Die Hausmeisterin ließ Bahuchet in ein Zimmer des Flügels zur Rechten treten, und ging dann in den hinteren Flügel, wo sich Leodgard befand.

Nach einer ziemlich langen Zeit kam sie zurück, und sagte zu dem Schreiber:

»Der Herr Graf wird kommen, wartet.«

»Warum habt Ihr mich denn nicht zu ihm geführt? Ich dächte, das wäre einfacher, als daß er sich bemühen sollte, zu mir zu kommen.«

»Der Herr Graf empfängt niemals Jemanden in dem Flügel, den er bewohnt.«

»Was das für Geheimnisse, für Weitläufigkeiten sind!« sagte Bahuchet zu sich selbst, als er allein war. »Der Herr Graf könnte sich den Blicken nicht sorgfältiger entziehen, wenn er proscribirt, verurtheilt wäre, wenn die Polizei ihm nachstellte.«

Die Ankunft des Grafen machte den Betrachtungen des Schreibers ein Ende.

»Was führt Euch zu mir? was wollt Ihr?« sagte Leodgard in barschem Tone.

»Herr Graf, ich komme, weil man mir es aufgetragen hat ... ich komme im Auftrage der Marquise.«

»Der Marquise? habt Ihr sie gesprochen?«

»Nein, aber sie hat ihr Kammermädchen zu mir geschickt, eine sehr hübsche Brünette ...«

»Weiter, weiter!«

»Die mir dieses Billet übergeben, und mir aufgetragen hat, es Euch zu überbringen.«

»Ein Brief von Valentinen? gebt ihn doch her.«

Leodgard riß dem Schreiber das Billet aus der Hand und durchlas es mit Begierde; dann sagte er:

»Es ist keine Antwort darauf, Ihr könnt gehen.«

»Ich kann also gehen, Herr Graf ... so ... wie ich gekommen bin?« erwiederte Bahuchet.

Leodgard erinnerte sich dessen, was er vergessen hatte; er drückte dem Schreiber ein Goldstück in die Hand und dieser entfernte sich voll Freude, und unter tausend Versicherungen seiner Ergebenheit.

Als Leodgard allein war, las er noch einmal das Billet, welches folgende Zeilen enthielt:

»Von morgen an findet Euch wo möglich jeden Mittag zwischen zwölf und zwei Uhr auf der Place-Royale

ein. Ein Mädchen, welches mein ganzes Vertrauen besitzt, wird dahin kommen, ich kann jedoch den Tag nicht genau bestimmen. Thut, was sie Euch in meinem Namen sagen wird.«

Der Graf drückte das Billet an seine Lippen, und rief aus:

»Ja, Du liebst mich, Valentine, ich hatte mich nicht geirrt, und die Zeit wird Dir eben so lang als mir! Morgen werde ich an dem bezeichneten Orte seyn ... auf der Place-Royale! ... Es ist unangenehm, daß sie gerade diese gewählt hat, so nahe bei ... Indessen was kümmert es mich! ... sie wird ohne Zweifel diesen Platz vorgezogen haben, weil er in der Nähe der Straße Saint-Avoie ist. Ich werde hingehen.«

Damals bildete die Mitte der Place-Royale eine Art Garten; es war ein grüner Rasenplatz mit Blumen, und von einigen Bäumen umgeben.

Jedermann konnte hier spaziren gehen, und auf den hier und da angebrachten Bänken ausruhen oder lesen, und dabei die frische Luft genießen.

Das Gitter, welches später diesen Square umgab, wurde erst unter Ludwig XIV. auf Kosten der Besitzer der umliegenden Häuser gesetzt, von denen jeder tausend Livres dazu gab.

Die Bronzestatue Ludwigs XIII. zu Pferde wurde um das Jahr 1693 in der Mitte des Rasenplatzes errichtet, und die Ereignisse, die wir erzählen, und die im Jahre 1634 begannen, haben uns erst bis in den Herbst des Jahres 1637 gebracht.

Es war gegen Ende des Monats October, aber das Wetter war schön und warm, und es waren daher viele

Menschen auf der Place = Royale, deren Rasen noch immer grün war, und wo einige Rosenbüsche noch Blumen hatten.

Indessen bestanden die Besucher des Platzes meist aus bejahrten Leuten aus der Umgegend, die sich in die Sonne setzten, und aus Dienstmädchen mit Kindern, die hier nach Belieben auf dem Rasen spielen und herumlaufen konnten.

Es fanden sich auch zuweilen Liebespärchen ein, die sich unter den Arcaden getroffen hatten, und dann auf eine einsame Bank setzten, um von ihrer Liebe zu sprechen, denn Liebende hat es zu allen Zeiten und an allen Orten gegeben.

Als Leodgard auf den Platz kam, entfernte er sich so weit als möglich von dem Hôtel Marvejols, in welchem seine Gemalin wohnte; aber der Platz ist groß, und von einer Häuserreihe zur andern war ein weiter, mit Bäumen besetzter Raum, welche das Verbergen leicht machten.

Nachdem der Graf einige Schritte längs des Rasenplatzes gethan hatte, setzte er sich auf eine Bank und sagte zu sich selbst:

»Ich will hier auf das Mädchen warten, welches die Marquise abschicken will; sie wird mich ohne Zweifel kennen, oder man hat mich ihr beschrieben, so daß sie sich nicht irren kann.«

Leodgard saß seit einigen Minuten auf der Bank, und finstere Gedanken waren nach und nach in ihm aufgestiegen, so daß er es vergessen hatte, daß er sich auf einem verliebten Rendezvous befand, als ein Kind von kaum zwei Jahren auf ihn zugelaufen kam.

Es war ein Mädchen mit feinem weißen Teint und rothen Wangen, mit langen hellbraunen Haaren, die sich auf seiner Stirn schon lockten; seine dunkelblauen Augen

waren wirklich größer als der Mund, und hatten schon einen Ausdruck von Güte, Sanftmuth und Schelmerei.

Der schöne freundliche Mund war von zwei Lippen gebildet, die vielleicht ein wenig stark waren, die aber Aufrichtigkeit und Herzlichkeit versprachen, denn schmale Lippen verrathen das Gegentheil.

Ein hübsches Grübchen im Kinne verschönerte noch den kleinen Engel, der sich schäckernd zwischen die Knie des Grafen flüchtete, wo er seine Aufseherin herauszufordern schien, ihn zu fangen.

Leodgard, der so unerwartet aus seinem Nachdenken geweckt worden, war ganz erstaunt, als er das Kind sah, das sich zwischen seine Knie drängte; aber das kleine Mädchen war so hübsch, es lächelte so freundlich, indem es den Herrn ansah, von dem es Schutz zu erwarten schien, daß er sich nicht enthalten konnte, es zu bewundern und zu sagen, indem er ihm die Haare streichelte:

»Welch ein allerliebstes Kind!«

Das Dienstmädchen kam jetzt hinzu und sagte zu der Kleinen:

»Was machst Du denn? Du belästigst den Herrn!... komm, komm, schnell!«

Eine kleine Stimme, welche die Worte noch nicht deutlich aussprechen konnte, die aber das Ohr angenehm berührte, antwortete:

»Nein, nein, ich will nicht, verstecke Du Dich.«

»Noch einmal, komm, der Herr wird sonst bös.«

Das Kind betrachtete Leodgard, als wollte es sich überzeugen, ob er es wirklich schelten würde; da es aber keine Spur von Zorn in seiner Miene sah, drängte es sich

noch dichter und mit neuem, herzlichen Gelächter, dem Ausdruck der offenen kindlichen Freude, an ihn an.

»Das kleine Mädchen ist allerliebst,« sagte der Graf, nachdem er das Kind auf die Stirn geküßt hatte; »wie alt ist sie denn?«

»Fast zwei Jahre.«

»Es muß der Abgott seiner Eltern seyn.«

»Ja wohl, seine Mutter liebt es sehr, und wenn sie nicht seit einigen Tagen etwas unwohl wäre, würde sie selbst mit ihr spaziren gegangen seyn, wie sie es gewöhnlich thut.«

»Welche schöne Augen! sie sind sanft und geistreich. Die Kleine ist gewiß auch recht gut.«

»Ja wohl, auch hat sie Jedermann lieb. Sie ist zwar zuweilen ein wenig ausgelassen, wie in diesem Augenblicke, wo sie sich von mir nicht will fangen lassen; aber das ist nur Scherz, nicht wahr, Bianca?«

»Bianca?« sagte Leodgard, den dieser Name an sein Gespräch mit Jaknonville erinnerte; »die Kleine heißt Bianca?«

»Ja wohl, mein Herr.«

»Und wäre es unbescheiden, nach dem Namen ihrer Mutter zu fragen?«

»Keineswegs, mein Herr; sie ist die Tochter der Frau Gräfin von Marvejols, welche dort in dem Hôtel an der linken Seite des Platzes wohnt.«

Als Leodgard seinen eigenen Namen hörte, machte er eine heftige Bewegung und stieß das Kind zurück; aber dieses drängte sich sogleich wieder zwischen seine Beine und klammerte sich mit seinen kleinen Händen an ihm an, indem es sagte:

»Nein, nein, ich will bei Dir bleiben!«

Die Stimme des kleinen Mädchens war so sanft und die schönen Augen, die es auf den Grafen heftete, hatten einen so liebenswürdigen Ausdruck, daß dieser nicht mehr die Kraft hatte, sie von sich zu stoßen. Ein Gefühl des Entzückens erfüllte sein Herz und was er empfand, war ihm so neu, daß er sich nicht Rechenschaft davon geben konnte; aber dieses neue Gefühl glich einem wohlthätigen Thau, der auf ein dürres, vertrocknetes Land fällt.

Leodgard betrachtete schweigend das liebliche Wesen, das seine kleinen zarten Händchen auf seine Knie gelegt hatte.

Aber die Dienerin, welche fürchtete, daß das Kind den fremden Herrn belästigte, ergriff seine Hand und zog es zu sich, indem sie sagte:

»Wenn Du nicht kommst, Bianca, gehe ich allein zu Mama und sage ihr, daß ihre Tochter nicht zu ihr kommen will.«

Sobald Bianca von ihrer Mutter sprechen hörte, verließ sie sogleich ihren Platz, ergriff die Hand des Mädchens und sagte:

»Zu Mama gehen?«

»Empfiehl Dich dem Herrn und bitte ihn um Verzeihung, daß Du ihn gestört hast.«

Bianca wendete sich wieder nach Leodgard um, lächelte ihn freundlich an, nickte mit dem Kopfe und sagte:

»Adieu... sey nicht bös.«

Die Dienerin nahm das Kind auf den Arm und war bald darauf unter den Arcaden des Platzes verschwunden.

In Gedanken versunken blieb der Graf auf seinem Platze zurück; er war mehre Male im Begriffe sich noch einmal nach Bianca umzusehen, aber er unterdrückte diesen Wunsch.

Nach einiger Zeit stand er rasch auf und verließ den Platz, indem er sagte:

»Es ist zwei Uhr vorbei, es kommt heute Niemand.«

Am folgenden Tage ging Leodgard zu der nemlichen Stunde wieder nach der Place-Royale.

Obgleich der Gedanke an Valentine ihn sehr beschäftigte und er sehnlich wünschte, die Person kommen zu sehen, die sie zu ihm schicken wollte, so sah er sich doch, als er an den Rasenplatz kam, auf dem eine Menge Kinder herum liefen, unwillkürlich nach allen Seiten um und obgleich er es sich selbst nicht gestehen wollte, suchte er doch sein Kind unter der Menge.

Nachdem er einige Minuten auf und ab gegangen war, setzte er sich auf die Bank und zwar die nemliche, auf der er gestern gesessen hatte; er wartete sogar einige Augenblicke, bis zwei Personen, welche sie inne hatten, sich entfernten, anstatt sich einen andern Platz zu suchen.

Er setzte sich so, daß er dem Hôtel Marvejols den Rücken zukehrte, aber sehr oft richteten sich seine Augen nach dem Rasenplatze, auf dem die Kinder spielten.

Plötzlich vernahm er wieder die liebliche Kindesstimme, die ihn gestern entzückt hatte, und er erblickte die kleine Bianca, die auf ihn zugelaufen kam, ihm die Arme entgegenstreckte und sagte:

»Der Herr! der Herr!«

Leodgard konnte sich nicht enthalten, ebenfalls die Arme zu öffnen, das Kind auf den Schooß zu nehmen und zu küssen.

Das Dienstmädchen, welches ebenfalls hinzugekommen war, sagte:

»Bianca hatte Euch schon von weitem gesehen, mein

Herr, und Euch sogleich erkannt, und dann war es nicht mehr möglich, sie zurückzuhalten; sie lief auf Euch zu und schrie beständig: der Herr! der Herr!... Ihr müßt Ihr ganz besonders gefallen, denn sie ist sonst nicht so gegen Jedermann.«

»Ist ... die Mutter dieses Kindes ... heute auch hier?« fragte Leodgard zögernd.

»Nein, die Frau Gräfin befindet sich zwar besser, aber sie hat noch nicht Kräfte genug, um ausgehen zu können.«

Leodgard wurde durch diese Versicherung beruhigt und umarmte noch einmal das Kind, das er seine Tochter zu nennen berechtigt war; aber er sagte nur zu ihr:

»Weißt Du, daß Du ein sehr hübsches Mädchen bist?«

»O ja,« antwortete die Kleine lächelnd.

»Aber es ist nicht genug hübsch zu seyn,« sagte die Wärterin; »Bianca weiß, daß sie auch artig und folgsam seyn muß, denn außerdem ist man häßlich.«

In diesem Augenblicke blieb ein armer Knabe, dessen Züge Mangel und Leiden verriethen, einige Schritte von der Bank entfernt stehen und streckte, um ein Almosen bittend, die Hand aus.

Die kleine Bianca hörte auf zu lächeln, als sie den armen Knaben sah, und blickte dann fragend auf die Wärterin, welche zu ihr sagte:

»Es ist ein armes Kind und Du weißt, daß Mama uns Geld mitgibt, um den Armen etwas geben zu können. Willst Du es ihm geben, Bianca?«

Sogleich nahm die Kleine das Geldstück, das ihr das Mädchen hinhielt, und lief zu dem Knaben, dem sie es in die Hand gab, indem sie sagte:

»Da, armes Kind.«

Leodgard folgte jeder Bewegung des kleinen Mädchens und als sie wieder zu ihm kam, konnte er sich nicht enthalten, sie nochmals zu sich empor zu heben und wiederholt zu küssen.

Plötzlich hörte er einen Ausruf der Ueberraschung in seiner Nähe, auf welchen die Worte folgten:

»Ist es möglich, der Herr Graf umarmt seine Tochter!... o welches Glück!«

Leodgard blickte rasch auf und erkannte Ambroisinen, welche einige Schritte von der Bank stehen geblieben war und ihn gerührt betrachtete.

Das Kind sogleich auf die Erde setzen, aufspringen und sich mit raschen Schritten entfernen, das war bei Leodgard die Sache einer Secunde.

Ambroisine war ganz bestürzt, selbst die kleine Bianca schien sich zu wundern, den Herrn nicht mehr zu sehen, und die Dienerin sagte, höchst erstaunt über das, was sie gehört hatte:

»Großer Gott, wäre es möglich!... Dieser Herr, welcher unsere Kleine liebkoste, war ihr Vater, der Herr Graf!... Wie geht denn das zu? als ich ihm gestern sagte, daß Bianca der Frau Gräfin von Marvejols angehörte, hat er doch nicht gesagt, daß sie seine Tochter sey!«

»Ja, er ist wirklich ihr Vater, der Graf von Marvejols,« sagte Ambroisine seufzend. »Es thut mir sehr leid, daß ich mich gezeigt habe und daß mir diese Worte entschlüpft sind. Aber gleichviel, er hat sie umarmt und wußte, daß es seine Tochter war. Ich will dies sogleich Bathilden erzählen und sie wird sich sehr darüber freuen. Komm, Bianca, schnell, wir wollen zu deiner Mama gehen und ihr eine große Freude bereiten!«

Sie nahm Bianca auf den Arm und eilte nach dem Hôtel Marvejols, das liebliche Kind mit Küssen bedeckend.

II.

Vorgefühle.

Nachdem Leodgard einige Zeit in den an die Place-Royale stoßenden Straßen umhergegangen war, sagte er zu sich selbst:

»Jetzt wird Ambroisine nicht mehr auf dem Platze seyn; sie wird das Kind zu seiner Mutter gebracht haben, um dieser mitzutheilen, was sie gesehen hat, und ich kann daher wieder dahin zurückkehren, um anwesend zu seyn, wenn Valentinens Mädchen kommt; denn es ist noch nicht zwei Uhr und wenn das Mädchen mich nicht fände, so könnte sich Valentine verletzt fühlen und vielleicht Alles verloren seyn.«

Er kehrte wieder auf den Platz zurück, aber er sah sich vorsichtig überall um, um sogleich wieder umkehren zu können, wenn Ambroisine oder die Wärterin mit dem Kinde noch da seyn sollten, was jedoch, wie wir wissen, nicht der Fall war.

Demungeachtet setzte sich der Graf nicht wieder auf die nemliche Bank und stand jeden Augenblick wieder auf, um hin und her zu gehen und sich umzusehen.

So war fast eine halbe Stunde vergangen und ungeduldig wollte sich Leodgard schon wieder entfernen, als ein junges Mädchen langsam aus der Straße des-Tournelles kam, die, als sie ihn erblickte, sich ihm näherte und mit einer sichtbaren Angst vor ihm stehen blieb.

»Ihr seyd es ohne Zweifel, die ich erwarte?« sagte der Graf, indem er das Mädchen aufmerksam betrachtete, deren Augen einen sonderbaren Ausdruck hatten, als sie ihn ansah.

Miretta, denn sie war es wirklich, antwortete mit zitternder Stimme:

»Ihr seyd . . . der Graf Leodgard von Marvejols?«

»Ja, der bin ich, und Ihr seyd von der Dame geschickt, die mir geschrieben hat, Euch hier zu erwarten?«

»Ja, gnädiger Herr, ja . . . ich komme von ihr!«

»Aber was fehlt Euch denn, liebes Kind? Eure Stimme zittert und Ihr scheint höchst unruhig zu seyn! Ist eurer Gebieterin ein Unglück begegnet? habt Ihr mir eine unangenehme Nachricht mitzutheilen? . . . Sprecht, ich bitte Euch; eure Befangenheit ist nicht natürlich.«

»Ach Gott, gnädiger Herr . . . ich weiß selbst nicht warum ich so zittere . . .. warum mir der Angstschweiß auf die Stirn getreten ist. Ich habe Euch kein Unglück mitzutheilen, meine Sendung kann Euch im Gegentheil nur angenehm seyn . . . als ich Euch aber sah und vor Euch stand, wurde ich plötzlich von einer tödtlichen Angst ergriffen . . . ich weiß nicht was in mir vorgegangen ist . . .«

»Erholt Euch, Ihr werdet zu schnell gegangen seyn . . . auch scheint es mir, daß es schon besser geht.«

»Ja, gnädiger Herr, es geht schon besser.«

»Dann richtet euren Auftrag aus . . . was habt Ihr mir zu sagen?«

»Daß die Frau Marquise Euch diesen Abend einige Augenblicke schenken kann, wenn Ihr sie sprechen wollt.«

»Ach, das ist mein sehnlichster Wunsch, meine schönste Hoffnung! Was soll ich deshalb thun?«

»Ihr sollt in das Hôtel kommen und den Schweizer, den ich vorher unterrichten werde, nach mir fragen. Sobald Ihr im Hofe seyd, findet Ihr ganz hinten zur Rechten eine kleine Treppe, auf welcher Ihr bis in das zweite Stockwerk hinaufgeht, wo Ihr mich finden werdet . . .«

»Und die Marquise?«

»Wird in meinem Zimmer seyn, wohin sie durch einen geheimen Gang aus ihrer Wohnung gelangt.«

»Gut. Sie hat aber doch nicht zu fürchten, daß der Marquis nach ihr fragt oder zu ihr kommt?«

»Es ist Alles vorgesehen; der Herr Marquis geht diesen Abend in eine große Soirée und Madame hat eine Unpäßlichkeit vorgeschützt, um ihn nicht zu begleiten. Die einzige mögliche Gefahr ist, daß der Herr Marquis zu früh zurück kommt; aber das wird Euch ohne Zweifel nicht zurückhalten.«

»Nichts in der Welt kann mich zurückhalten, wenn es darauf ankommt, eure schöne Gebieterin zu sehen; auch hatte ich bei meiner Frage nur das Interesse der Frau Marquise im Auge. Ich würde mich im Gegentheil mit Freuden der größten Gefahr aussetzen, um ihr meine Liebe zu beweisen.«

»Dann kommt diesen Abend um neun Uhr, gnädiger Herr.«

»Ich werde kommen. Aber wartet, Ihr habt die Hauptsache vergessen: wenn ich nach Euch fragen soll, muß

ich nothwendig euern Namen wissen und den habt Ihr mir nicht gesagt.«

»Verzeiht, Herr Graf, ich glaubte meine Gebieterin hätte Euch denselben schon angegeben. Sagt also zum Schweizer: Ich will Miretta sprechen.«

»Miretta?« rief Leodgard, in dem, als er diesen Namen hörte, eine Erinnerung aufzusteigen schien und dessen Züge plötzlich einen andern Ausdruck bekamen.

»Ja, gnädiger Herr, ich heiße Miretta,« erwiederte die schöne Brünette, welche den Eindruck, den ihr Name auf den Grafen machte, bemerkte, und den Grund desselben zu wissen wünschte. »Erinnert Euch der Name vielleicht an Jemanden, den Ihr gekannt habt?«

»Nein . . . nein,« stammelte Leodgard, der, während er sich zu fassen suchte, das junge Mädchen mit einer ganz besondern Aufmerksamkeit betrachtete. »Seyd Ihr schon lange bei der Marquise von Santoval?«

»Ich kam in den Dienst des Fräuleins von Mongarcin bei meiner Ankunft in Paris, vor länger als drei Jahren; ich hatte einen Empfehlungsbrief an sie.«

»Und woher kamet Ihr?«

»Aus Italien, ich war in der Nähe von Mailand erzogen worden.«

Leodgards Züge veränderten sich noch mehr, und er sagte rasch:

»Diesen Abend um neun Uhr, ich werde pünktlich seyn. Versichert eurer Gebieterin, daß ihre Erlaubniß mich außerordentlich glücklich macht.«

Indem er dies sagte, drückte er Miretta eine Börse in die Hand und entfernte sich dann eiligst, fast ehe sie Zeit gehabt hatte, es zu bemerken.

Das junge Mädchen betrachtete mit einem Gefühl von Widerwillen die Börse, die ihr der Graf gegeben hatte, und sagte zu sich selbst:

»Warum gibt er mir dieses Geld? glaubt er, daß dieses nöthig ist, damit ich meiner Gebieterin gehorche und ihr treulich diene? Von ihr kann ich den Lohn für meine Dienstleistungen annehmen, von einem Andern aber will ich nichts haben. — Ich weiß nicht warum mir dieser junge Herr einen geheimen Widerwillen einflößt. Als ich ihn zum ersten Male sah, wußte ich nicht was in mir vorging . . . alles Blut strömte mir zum Herzen . . . und doch kenne ich ihn nicht. Wie kommt es, daß auch seine Miene sich veränderte, als ich ihm meinen Namen nannte? ich habe seine Unruhe wohl gemerkt . . . er zitterte, es war als ob ich ihm Furcht einflößte. Gewiß hat er den Namen Miretta nicht zum ersten Male gehört; vielleicht erinnerte er ihn auch an ein armes Mädchen, das er verführt und verlassen hat. — Ich will diese Börse nicht behalten, es ist als ob sie mich in der Hand brennte! . . . Halt, ich weiß was ich thue.«

Ein armer Knabe ging vorüber; Miretta eilte auf ihn zu, legte die Börse, in welcher Goldstücke glänzten, in seine Hand und sagte zu ihm:

»Hier, nimm das.«

Sie entfernte sich rasch und ließ den Knaben ganz bestürzt über das große Glück, das ihm begegnete, zurück. Es war der nemliche, dem einige Minuten vorher Bianca etwas gegeben hatte und dem das Almosen eines Engels Glück brachte.

Miretta war bald wieder im Hôtel Santoval; sie begab sich sogleich zu ihrer Gebieterin, und nachdem sie sich

überzeugt hatte, daß Niemand sie hören konnte, sagte sie zu ihr:

»Euer Auftrag ist ausgerichtet, Frau Marquise.«

»Du hast den Grafen gesprochen?«

»Ja, er wartete auf der Place-Royale. Diesen Abend um neun Uhr wird er hier seyn.«

»Du hast ihm genau beschrieben, welchen Weg er nehmen soll, um in das Zimmer zu gelangen?«

»Ja, er kann nicht irren.«

»War er sehr erfreut, als er mein Billet gelesen hatte?«

»O ja, er wollte tausend Gefahren trotzen, um die Frau Marquise zu sehen.«

»Nun, er soll dieses Vergnügen haben. Du hattest Leodgard vorher wohl noch nicht gesehen, Miretta? nicht wahr, er ist ein sehr liebenswürdiger Cavalier?«

»Nun ja, gnädige Frau, er ist nicht übel . . .«

»Du sagst dies aber, als ob Du das Gegentheil davon dächtest?«

»Ich muß Euch gestehen, Frau Marquise, daß mir das Gesicht des Herrn Grafen nicht gefällt, obgleich er ein schöner Cavalier ist.«

»Du machst große Ansprüche, Miretta.«

»Aber ich glaubte . . . nach dem was Ihr mir sagtet, daß Euch der Herr Graf nicht mehr gefiele?«

»Ich will mich für den Schimpf rächen, den er mir angethan hat; aber das hielt mich nicht ab, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Das Rendezvous diesen Abend wird ohne Gefahr für ihn seyn, ich glaube es wenigstens; aber ich will ihn zu meinen Füßen sehen, diesen Mann, der meine Hand zurückgestoßen hat; ich will seine Liebes-

schwüre hören und er soll den Tag verfluchen, an welchem er mich die Gattin eines Andern hat werden lassen!«

»Aber Frau Marquise, seyd auf eurer Hut . . . da Ihr den Grafen so verführerisch findet, glaubt Ihr nicht, wenn Ihr seine Liebesschwüre anhört, daß dieses Gefühl euern Groll besiegen könnte?«

»O nein, ich fürchte nichts. Ueberdies bleibst Du bei mir, Miretta, und läßest mich nicht mit ihm allein.«

Von beiden Theilen wurde die Nacht mit Ungeduld erwartet. Sie kam endlich und gegen acht Uhr begab sich der Marquis in das Zimmer seiner Gemalin, die seit gestern über Unwohlseyn klagte und nicht ausgegangen war.

Er warf anfangs Blicke um sich her, deren Ausdruck nicht eben freundlich war.

Der Marquis hatte Valentine nie ein Wort davon gesagt, daß er den kleinen Schreiber hatte durchprügeln lassen; er gehörte zu den Leuten, die wegen eines Verdachtes nicht sprechen, aber die Thatsachen sammeln und endlich, nachdem sie ihren Zorn lange unterdrückt haben, ein fürchterliches Gewitter losbrechen lassen.

»Nun, wie befindet Ihr Euch diesen Abend?« fragte der Marquis, indem er sich neben seiner Gattin niederließ.

»Noch immer unverändert; ich habe Kopfweh und empfinde ein allgemeines Unwohlseyn, als ob ich Fieber hätte. Untersucht einmal meinen Puls.«

»Ich verstehe mich darauf nicht,« erwiederte der Marquis, ohne ihren Arm zu berühren.

»Das thut mir leid.«

»Ihr könnt also nicht mit mir zu der Herzogin von Brillac gehen?«

»Ihr werdet einsehen, daß dieses nicht möglich ist, denn wenn man in Gesellschaft geht, muß man kein kränkliches und verdrießliches Gesicht mitbringen. Ich bitte Euch, mich bei der Herzogin zu entschuldigen.«

»Das werde ich thun. Ich bedaure es, Euch verlassen zu müssen, besonders da ich Euch unwohl weiß, und hätte ich dem Herzoge nicht versprochen . . .«

»Ich würde untröstlich seyn, wenn Ihr Euch wegen einer kleinen und völlig gefahrlosen Unpäßlichkeit die Theilnahme an einer angenehmen Gesellschaft versagen wolltet. Ich habe Miretta, welche bei mir bleibt und mich nicht verlassen wird.«

»Euer treues Kammermädchen . . . sie hat große Anhänglichkeit an Euch.«

»Ich glaube es und kann ihren Eifer und ihre Treue nur loben.«

»Sie kann sich auch gewiß Glück dazu wünschen, in euren Dienst gekommen zu seyn und sie sollte sich hier ganz glücklich fühlen; aber demungeachtet habe ich seit einiger Zeit bemerkt, daß sie immer sehr traurig zu seyn scheint, denn man bemerkt nie ein Lächeln um ihren Mund. Ist Euch dies nicht auch schon aufgefallen?«

»Verzeiht, Herr Marquis, da ich den Grund davon kenne, so entschuldige ich ihre Traurigkeit.«

»Ihr kennt den Grund?«

»Er ist leicht zu errathen: eine unglückliche Liebe... ein verschwundener Geliebter . . .«

»Ganz recht . . . ich sehe, daß Ihr mit den Geheimnissen eures Kammermädchens bekannt seyd.«

»Das arme Mädchen steht hier allein, ohne Eltern und ohne Freunde; warum sollte ich mich nicht für sie interessiren?«

»Allerdings, und überhaupt haben die Frauen immer viel Mitleid mit dem Herzenskummer. — Ich entferne mich mit Bedauern, Frau Marquise; traget Sorge für eure Gesundheit.«

Der Marquis verließ sie.

»Er hat Verdacht,« sagte Valentine zu sich selbst. »Aber gleichviel, ich habe das Mittel in Händen, ihn zu zerstreuen.«

Um neun Uhr klopfte ein Mann in einem weiten Mantel und mit einem Hute, welcher den größten Theil seines Gesichts verbarg, an die Thür des Hôtels.

Er nannte dem Schweizer Miretta's Namen, worauf dieser ihn einließ; dann ging er über den Hof, fand zur Rechten die kleine Treppe, welche nicht erleuchtet war, und als er im Begriff war hinauf zu gehen, ergriff eine kleine zarte Hand die seinige und eine Stimme flüsterte ihm zu:

»Laßt Euch führen, gnädiger Herr.«

Leodgard fühlte, daß die Hand, welche die seinige ergriffen hatte, kalt war und zitterte.

Er wurde bis in die zweite Etage geführt, wo in einem Winkel des Treppenplatzes eine brennende Lampe stand, und hier erkannte er Miretta in seiner Führerin.

Sie ließ sogleich seine Hand los, als eilte sie, sich von einem unangenehmen Eindruck zu befreien, nahm dann die Lampe und ging voraus. Bald darauf trat Leodgard in ein schwach erleuchtetes Zimmer, wo er die Marquise erblickte.

*

Valentine saß auf einem Sopha, ganz schwarz gekleidet, was ihre edle majestätische Figur noch ernster erscheinen ließ.

Als sie den Grafen eintreten sah, unterdrückte sie sorgfältig ein Gefühl von Freude, das in ihren Augen glänzte, und suchte diesen Blitz des Triumphes unter einem freundlichen Lächeln zu verbergen.

Leodgard machte ihr eine tiefe Verbeugung und setzte sich auf einen vor dem Sopha stehenden Stuhl. Ehe noch die Marquise ihm die Erlaubniß dazu gegeben hatte, ergriff er ihre Hand, die er mit Küssen bedeckte, und dann entströmten Worte seinem Munde, die keinen Zusammenhang hatten, aber seine Liebe und die Aufregung seiner Sinne deutlich verriethen. Als er jedoch seinen Blick nach dem Hintergrunde des Zimmers richtete, sah er Miretta, welche unbeweglich und den Kopf auf die Brust gesenkt, auf einem Stuhle saß.

Leodgard verstummte und indem er die Gräfin anblickte, sagte er zu ihr:

»Was thut denn euer Kammermädchen hier?«

»Nichts, sie erwartet meine Befehle.«

»Wollt Ihr nicht befehlen, sich zu entfernen?«

»Nein, ich habe ihr im Gegentheil aufgetragen, hier zu bleiben.«

»Ach, ich glaubte, daß Ihr mit meinen Qualen und meiner Liebe Mitleid hättet!«

»Ist es denn nicht ein Beweis von Mitleid damit, daß ich Euch diese Zusammenkunft bewilligt habe und daß ich mich entschließe Euch anzuhören? In der That, die Männer sind doch nie zufrieden!«

»Aber in Gegenwart eines Dritten kann man sich nicht über die Gefühle seines Herzens aussprechen.«

»Warum nicht? wenn dieser Dritte unser ganzes Vertrauen besitzt, wenn er in alle unsere Geheimnisse eingeweiht ist?«

»Ach, wie glücklich würde es mich machen, mit Euch allein seyn zu können!«

»Ehe ich Euch dieses zugestehe, müßte ich Euch näher kennen, müßte ich Gewißheit von eurer Liebe haben.«

»Könnt Ihr an dieser zweifeln?«

»Mehr als jede Andere kann ich daran zweifeln, da Ihr es seyd, der sie mir zusichern will. Denn in der That, Herr Graf, euer Benehmen ist so sonderbar, es ist jetzt so ganz entgegengesetzt von dem was es früher war, daß ich zuweilen euren Reden nicht glauben kann und ich mich frage, ob es wirklich der Graf Leodgard von Marvejols ist, den ich vor mir sehe und der von Liebe mit mir spricht. Ich mußte also die Gattin eines Andern werden, damit Ihr auf den Einfall kamet, mich zu lieben und es mir zu sagen? . . . Ihr müßt selbst gestehen, daß dies wenigstens höchst originell ist.«

Die Art und Weise, wie Valentine dieses sagte, hatte etwas Ironisches, das den Grafen beleidigt haben würde, wenn er weniger verliebt gewesen wäre; aber er dachte nur darauf, die Marquise eines Besseren zu belehren und ihre Zweifel zu zerstreuen.

Geschickt in der Verführungskunst und im Besitz einer bald glühenden, bald zärtlichen Beredsamkeit, wußte Leodgard den Weg zu dem Herzen einer Frau bald zu finden. Schon hörte ihn Valentine mit einem geheimen Wohlgefallen an, schon lag in ihrem Blick das süße Schmachten, welches

die Verwirrung des Geistes verräth, als Miretta, welche seit einiger Zeit ihre Gebieterin aufmerksam beobachtete, plötzlich aufstand und sagte:

»Es sind Leute im Hofe und das Thor ist wieder zugemacht worden . . . wahrscheinlich ist der Herr Marquis zurück gekommen.«

»Ich muß in mein Zimmer gehen,« sagte Valentine, »denn es darf Niemand bemerken, daß ich es verlassen habe. Miretta wird Euch hinaus lassen; lebt wohl!«

»Ihr verlaßt mich und ich weiß noch nicht, wann ich Euch wieder sehen werde . . .«

»Ich werde es Euch wissen lassen . . . Adieu!«

Sie war verschwunden, ohne daß Leodgard ihr noch ein Wort sagen konnte. Er hüllte sich wieder in seinen Mantel und folgte Miretta, die ihn dazu aufgefordert hatte. Sie ging rasch über den Hof und klopfte an die Loge des Schweizers, indem sie sagte:

»Oeffnet, ich gehe aus!«

Die Thür öffnete sich, aber Leodgard allein verließ das Hôtel und Miretta kehrte rasch zu ihrer Gebieterin zurück, die, sobald sie sie erblickte, zu ihr sagte:

»Du hattest Dich geirrt, Miretta, der Marquis ist nicht zurück gekommen; ich habe Joseph gefragt, es ist gar Niemand ins Haus gekommen.«

»Ich wußte es wohl, Frau Marquise, aber verzeiht mir, ich hörte die Reden dieses Herrn . . . ich sah, welchen Eindruck sie auf Euch machten und ich wurde besorgt um Euch . . . um eure Rache . . .«

»Du hast vielleicht recht daran gethan, Miretta, denn gewiß, dieser Leodgard ist sehr gefährlich; indessen wird er

mir nicht das Vergangene vergessen machen. Du kannst mich jetzt allein lassen, ich bedarf der Ruhe.«

Miretta verließ ihre Gebieterin und kehrte in ihr Zimmer zurück, noch ganz mit den Ereignissen dieses Tages beschäftigt. Sie konnte sich den Widerwillen nicht erklären, den sie gegen den schönen Grafen von Marvejols empfand und der so weit ging, daß sie es fast bedauerte, daß er ohne ein unangenehmes Begegniß aus dem Hause gekommen war.

Wenn aber Niemand im Hofe gewesen war, als Leodgard sich entfernte, so hatte dagegen auf der Straße, zwanzig Schritte vom Hôtel entfernt, in einem von zwei Häusern gebildeten Winkel ein Mensch auf der Lauer gestanden, welcher den Auftrag hatte, genau zu beobachten, wer in das Hôtel ging, oder es verließ.

III.

Der Zweikampf.

Einige Tage vergingen. Leodgard erwartete mit Ungeduld die ihm von Valentinen versprochene Nachricht wegen einer neuen Zusammenkunft, die ihm, wie er vermuthete, Bahuchet wieder überbringen würde.

Der Marquis war mit noch finstrerer Miene als gewöhnlich aus der Soirée nach Hause gekommen; er erkundigte sich am folgenden Morgen kaum nach dem Befinden seiner Gattin, oder that es doch nur in einem ironischen Tone, welcher keinen großen Glauben an die Wahrheit der vorgeblichen Krankheit derselben verrieth.

Obgleich Valentine sich stellte als bemerkte sie dieses

nicht, so entging es ihr doch keineswegs, welche Fortschritte die Eifersucht ihres Gemals machte.

Auch Miretta machte die Bemerkung, daß die Leute des Marquis ihr im Hôtel auf jedem Schritt nachgingen und jede ihrer Bewegungen zu beobachten schienen.

»Ich weiß nicht was vorgeht, gnädige Frau,« sagte sie zur Marquise, als sie mit ihr allein war; »aber ich sehe deutlich, daß die Bedienten des Herrn Marquis mich nicht mehr aus den Augen lassen und daß ich vielleicht bald nicht mehr die Freiheit habe, auszugehen, wann es mir beliebt. Was habe ich denn gethan, daß man mich so mit Spionen umgibt?«

»Erräthst Du denn nicht, Miretta, daß der Marquis eifersüchtig ist und daß er glaubt, Du dienest mir bei meinen Intriguen, da er weiß, daß ich großes Vertrauen zu Dir habe?«

»Aber dann wird er mich fortschicken . . .«

»Beruhige Dich, bald wird er von Dir und von mir anderes denken.«

Alles ließ erwarten, daß eine heftige Erklärung nicht lange mehr ausbleiben werde. Die Blicke des Marquis verkündigten ein Gewitter; aber Valentine blieb immer ruhig und unbefangen, und erwartete mit der größten Gelassenheit was kommen werde.

Endlich trat Miretta eines Tages hastig in den Salon, in welchem sich der Marquis und die Marquise befanden; sie war sehr aufgeregt, und konnte nur mit Mühe die Worte hervorbringen:

»Madame, ich wollte eben ausgehen, aber der Thürsteher weigert sich mir die Thür zu öffnen, und versichert mir, es geschehe auf Befehl des Herrn Marquis.«

»Ist dies wahr?« fragte Valentine ihren Gatten.

»Ja, er hat in der That nach meinem Befehle gehandelt. Ihr setztet ein großes Vertrauen auf dieses Mädchen, aber sie mißbraucht dasselbe, denn ich kann nicht glauben, daß sie mit eurer Erlaubniß Besuche ihres Geliebten hier im Hôtel empfängt. Alles Läugnen würde vergebens seyn, denn ich bin dessen was ich sage gewiß. Vor zehn Tagen, an dem Abende, an welchem Ihr unwohl zu seyn versichertet, ist ein Herr, welcher sorgfältig in einem Mantel gehüllt war, ins Haus gekommen, und hat nach Miretta gefragt. Wenn dabei die Frage entsteht, ob der Besuch desselben Euch oder diesem Mädchen gegolten hat, so könnt Ihr, Frau Marquise, sie beantworten.«

»Dieser Herr ist nicht zu Miretta gekommen, sondern zu mir.«

Der Marquis trat einen Schritt zurück, seine Gemalin mit einem wüthenden Blicke betrachtend, und legte schon die Hand an den Degen, während er ausrief:

»Zu Euch ist er gekommen?... zu Euch, Madame?«

»Ja, mein Herr, und dies ist noch nicht Alles: Miretta hat einen Brief bei sich, mit dem ich sie eben wieder zu jenem Herrn geschickt hatte.«

»Ei, das ist schändlich!... und Ihr wagt es, mir dieses zu gestehen?«

»Man fürchtet nicht etwas zu gestehen, wobei keine böse Absicht zum Grunde liegt... es ist nichts Schändliches dabei, wenn man nur seine Ehre retten will. In der That, Herr Marquis, für einen Mann, der in Bezug auf die Ehre so empfindlich ist, wie Ihr, hat es lange gedauert, bis Ihr bemerkt habt, daß Jemand eurer Gattin den Hof

macht. Miretta, gib dem Herrn Marquis den Brief, den ich Dir gegeben hatte, und dann entferne Dich.«

Miretta beeilte sich der Marquise zu gehorchen, und mit einer geheimen Freude übergab sie dem Gemal das an den Liebhaber gerichtete Billet. Sie sah, daß ihre Gebieterin endlich ihre Rache ausübte, und sie verließ das Zimmer, indem sie dieser einen Blick zuwarf, der ihre Zufriedenheit aussprach.

Der Marquis nahm das Billet, fast bezweifelnd was er hörte, und ohne das Benehmen seiner Gattin begreifen zu können. Indessen öffnete er den Brief und las Folgendes:

»Seyd diesen Abend unter der ersten Arcade der Place-Royale von der Straße des-Tournelles aus, und erwartet dort Jemanden.«

»Das ist ein Rendezvous, Madame!« rief der Marquis, indem er das Billet wüthend in der Hand zusammendrückte.

»Allerdings, mein Herr; aber ich bitte Euch, das Papier nicht so sehr zu zerknittern, wenn Ihr nicht wollt, daß ich die Mühe habe, ein anderes zu schreiben.«

»Wie, Madame? Ihr wollt demungeachtet?...«

»In der That, Herr Marquis, ich hätte Euch mehr Scharfsinn zugetraut; da ich Euch aber Alles erklären muß, so hört: Dieser Brief war an...«

»Den Grafen Leodgard von Marvejols gerichtet!«

»Ganz recht, und es freut mich, daß Ihr wenigstens das errathen habt. Ihr wißt wohl nicht, daß nach der Absicht unserer Eltern der Graf Leodgard mein Gatte werden sollte?«

»Das habe ich nicht gewußt.«

»Der Vater des Grafen wünschte diese Verbindung

sehr, und ich würde dem letzten Willen des meinigen gehorcht haben. Aber der Graf Leodgard verschmähte meine Hand, um ein Mädchen aus niederem Stande zu heirathen. Herr Marquis, unter Männern wird eine solche Beleidigung nie verziehen, sondern sie wird gerächt... glaubt Ihr nicht, daß es auch Frauen gibt, welche zu stolz sind, um einen solchen Schimpf ertragen zu können? Ich gehöre zu diesen Frauen. Mit Freuden bemerkte ich, nachdem ich eure Gattin geworden, daß der Graf, wenn er in Gesellschaft mit mir zusammentraf, meine Schönheit zu bewundern, und in mich verliebt zu seyn schien, und anstatt mich mit Verachtung von ihm abzuwenden, was Andere an meiner Stelle vielleicht gethan haben würden, habe ich ihm sichtbare Aufmerksamkeit geschenkt; ich ließ meine Blicke auf ihm ruhen, suchte ihnen einen schmachtenden, fast zärtlichen Ausdruck zu geben, denn ich sah, daß der Augenblick gekommen war, mich an diesem Manne zu rächen, der eine Verbindung mit mir verschmäht hatte. Er soll mich lieben, sagte ich zu mir selbst; er soll zu meinen Füßen liegen, mir ewige Liebe schwören, mich um Gegenliebe flehen, und den Tag verwünschen, an welchem er meine Hand zurückgewiesen hat. Und diesen Triumph habe ich gehabt, Herr Marquis, an dem Abende, an welchem der Graf hier im Hôtel gewesen ist!... Aber dies war mir noch nicht genug. Nachdem ich mich gestellt hatte, als erwiederte ich seine Leidenschaft, hatte ich mir vorgenommen, ihm an einem einsamen abgelegenen Orte eine Zusammenkunft zu bewilligen; doch sollte er nicht mich daselbst finden, sondern Der, dessen Namen ich führe, sollte ihn aufsuchen und meine Rache vervollständigen. — Nun, Herr Marquis, ist Euch mein Benehmen jetzt erklärlich?«

Anstatt der Antwort beugte der Marquis ein Knie vor seiner Gattin, und küßte ihr wiederholt die Hand, indem er sagte:

»Ich bewundere Euch, Valentine, und bin stolz, euer Gemal zu seyn. Verzeiht mir, daß ich Euch einen Augenblick verkannt habe; aber wenn es so lange gedauert hat, bis meine Eifersucht zum Ausbruch kam, so geschah es nur, weil ich im Grunde meines Herzens nicht an eure Untreue glauben konnte; weil ich mich erinnerte, daß Ihr aus freiem Antriebe und ohne den geringsten Zwang mich zu eurem Gemal gewählt hattet, und daß Ihr meinen Namen, welcher der eurige geworden ist, nicht habt annehmen können, um ihn zu entehren. Hier, nehmt dieses Billet zurück, und schickt es durch euer Kammermädchen ab; es wird ihr Niemand das Ausgehen verwehren. Und wegen des Uebrigen verlaßt Euch auf mich, daß ich diese Sache beendigen und den Verwegenen bestrafen werde, der, nachdem er eine Verbindung mit Euch zurückgewiesen hat, es wagt, seine Augen und seine Wünsche zu der Gemalin des Marquis von Santoval zu erheben. Ich weiß es wohl, daß der Cardinal Richelieu die Zweikämpfe verboten hat, und sie sogar streng bestraft; aber seyd ohne Besorgniß, es wird Alles unter uns bleiben.«

Das Wetter war kalt und trübe; ein feiner, ununterbrochener Regen machte die Straßen von Paris, welche gepflastert waren, schlüpfrig und in einen viel schlechteren Zustand kam die größere Zahl derer, welche es nicht waren. Um zehn Uhr Abends, im Monat November und während eines kalten, regnerischen Wetters, begegnete man daher nur sehr wenig Menschen in der Stadt. Indessen hatte der berüchtigte Giovanni seit einiger Zeit aufgehört die Vorüber-

gehenden anzufallen, und man begann zu hoffen, daß er Paris verlassen habe.

Einige Minuten vor zehn Uhr kam ein Mann, der sich unter einem viel weiteren als langen Mantel gegen den Regen zu schützen suchte, auf die Place-Royale, während er vor sich hin sagte:

»Welche sonderbare Vorliebe die Marquise für diesen Platz hat!... welche Idee, mich jedesmal hierher zu bestellen?... Aber ich hoffe, daß dies das letzte Mal seyn wird, denn sie wird sich nun entschließen müssen, zu mir zu kommen. Dort haben wir keine Ueberraschung zu fürchten; es gibt geheime Ausgänge, auf denen man jeder Gefahr entgehen kann.«

Als Leodgard unter eine der Arcaden gekommen war, welche die Place-Royale umgeben, und wo er vor dem Regen geschützt war, ließ er seinen Mantel zurückfallen und rückte den Hut empor, so daß er ihm das Gesicht weniger bedeckte, dann sah er sich auf dem einsamen Platze und unter den Arcaden um und sagte:

»Der Platz ist jedenfalls schlecht gewählt zu einem galanten Rendezvous. Aber wahrscheinlich wird Valentine mir ihr Kammermädchen schicken, die hübsche Miretta. Miretta ... ja, das war der Name, und nach dem was sie mir gesagt hat, ist sie es ... sonderbares Zusammentreffen! ... Wenn sie ahnete ... doch hinweg mit dieser fürchterlichen Erinnerung! ... In der That, der Platz würde besser zu einem Kampfe zwischen zwei tapferen, mit Degen bewaffneten Männern passen. Aber war es nicht hier? ganz recht, am Ausgange der Straße des-Tournelles, wo früher eine Seite des Parks anstieß. Ich habe oft davon gehört; hier schlugen sich Maugiron, Quelus und Livarot um fünf

Uhr Morgens, im April des Jahres 1578. Sie hatten d'Entragues, Schomberg und Riberac zu Gegnern. Dieser Platz war damals noch nicht bebaut und man konnte von dem Thurme der Bastille herab die Kämpfenden sehen. Es war ein schöner Kampf, dieses dreifache Duell! Maugiron, Schomberg und Riberac verloren dabei das Leben. Aber dies ist ein ehrenvoller Tod für einen Edelmann! . . . Es war die gute Zeit; der König, weit entfernt die Duelle zu verbieten, war der Erste, der sie in Schutz nahm, während jetzt der Cardinal entsetzlich streng dagegen ist und diejenigen, die sich, den Gesetzen zum Trotz, schlagen, die Bastille und zuweilen sogar der Tod erwartet. Und wenn Richelieu etwas befohlen hat, dann ist er unbeugsam. Wie hat er mich bei der Soirée des Fürsten Waldimer angesehen!" . . . geschah es wegen meines Vaters, den er sehr schätzen soll, oder? . . . Sein Blick brachte mich ganz aus der Fassung . . . dieser Mann weiß so viele Dinge!«

Leodgard hatte den Kopf auf die Brust gesenkt und stand in tiefen Gedanken. Er sah nichts mehr, hörte nichts mehr und war gegen Alles, was um ihn her vorging, abgeschlossen.

Er hatte daher auch nicht bemerkt, daß ein Mann von hohem Wuchs, der ebenfalls in einen Mantel gehüllt war und dem ein Diener mit einer Laterne folgte, unter den Arcaden, wo Leodgard wartete, auf ihn zukam. Er ging bei dem Grafen vorüber, ohne daß dieser aus seinen Gedanken geweckt wurde und ohne daß er aufblickte. Jetzt aber näherte sich der Diener auf einen Wink seines Herrn mit der Laterne dem Grafen, so daß das Licht auf dessen Gesicht fiel.

»Was willst Du hier, Schlingel?« rief Leodgard, indem er rasch aufblickte; »warum bleibst Du mit deiner La-

terne so dicht bei mir stehen? habe ich verlangt, daß Du mir leuchten sollst?«

»Entschuldiget, Herr, er that es auf meinen Befehl. Als ich bei Euch vorüberging, glaubte ich Euch zu erkennen, aber ich war meiner Sache nicht gewiß, weil es hier so dunkel ist. Ich wollte mich daher überzeugen, ob ich mich nicht geirrt hatte und deshalb winkte ich meinem Diener, daß er Euch einen Augenblick ins Gesicht leuchten sollte. Ihr seht also, daß er ohne Schuld ist.«

Leodgard erschrak, denn er hatte in dem, der mit ihm sprach, den Marquis von Sandoval erkannt. Er ahnete schon, daß dieses Zusammentreffen nicht ein bloßer Zufall war, indessen wollte er sich stellen, als ob er ihn dafür nehme, und sagte daher in unbefangenem Tone:

»Ich glaube, Ihr seyd der Herr Marquis von Sandoval . . . ich freue mich sehr, daß mir der Zufall das Vergnügen verschafft, Euch meine aufrichtige Hochachtung bezeigen zu können.«

Der Marquis gab seinem Diener einen Wink, worauf sich derselbe ein Dutzend Schritte weit entfernte, so daß er nicht mehr hören konnte, was gesprochen wurde. Dann stellte er sich stolz dem Grafen gegenüber und sagte in höhnischem Tone zu ihm:

»Das Wetter ist schlecht zu einem Rendezvous im Freien, nicht wahr, Herr Graf?«

»Aber mir scheint, daß Ihr es nicht zu schlecht findet, Herr Marquis, da es Euch nicht abgehalten hat auszugehen.«

»O ich komme nicht hierher, um eine Schöne zu erwarten, im Gegentheil!«

»Und wer sagt Euch, daß ich in dieser Absicht hier bin?«

»Wer? Ihr würdet Euch sehr wundern, wenn ich

Euch sagte, daß es die Nemliche gewesen ist, welche Euch dieses Rendezvous gegeben hat.«

Leodgard unterdrückte mit Mühe eine Bewegung der Wuth und erwiederte:

»Ich verstehe Euch nicht, Herr Marquis.«

»Ihr versteht mich nicht, Herr Graf? das wundert mich. Aber gleichviel, ich will mich deutlicher erklären. Es gibt Edelleute, denen nichts heilig ist und die sich nicht scheuen, der Gattin eines Anderen ihre Huldigungen darzubringen; die Zahl derselben ist nicht gering, ich weiß es. Aber weniger häufig ist es, daß ein Mann, nachdem er die Verbindung mit einer schönen und angesehenen Dame ausgeschlagen hat, es wagt, ihr seine Wünsche zu erklären, wenn sie die Gattin eines Andern geworden ist. Ihr werdet eingestehen, daß dieser sehr eingebildet seyn muß, um zu hoffen, daß er Erhörung finden wird.«

»Herr Marquis . . .«

»Und doch habt Ihr dieses gethan, Herr Graf und habt nicht bemerkt, daß man nur sein Spiel mit Euch trieb und mit Freuden diese Gelegenheit ergriff, um Euch eine Lehre zu geben, die Ihr verdienet.«

»Genug, Herr Marquis, genug! ich nehme von Niemanden Lehren an.«

»Dann zieht Ihr Degenstöße vor?«

»Ich will glauben, daß Ihr mich hier nur in der Absicht aufgesucht habt, um von eurem Degen Gebrauch zu machen, Herr Marquis?«

»Ihr irrt Euch nicht.«

»So wollen wir nicht länger Worte wechseln.«

»Joseph! komm her und leuchte uns!«

Der Diener kam und stellte sich mit seiner Laterne an

einen Pfeiler. Die beiden Gegner hatten schon die Mäntel abgeworfen und die Degen gezogen, sie stellten sich zwei Schritte von dem Lichte auf und begannen mit Heftigkeit auf einander einzudringen. Leodgards Zorn war rege gemacht durch den Verdruß darüber, daß Valentine ihr Spiel mit ihm getrieben hatte, und bei dem Marquis war es der Wunsch, sich an einem Manne zu rächen, der ihn hatte entehren wollen, was seinen Arm bewaffnete und sein Blut in Wallung brachte.

Indessen war der Marquis mehr Herr seiner selbst und er schlug sich daher mit mehr Besonnenheit als sein Gegner. Leodgard dagegen war wüthend darüber, einen Mann gefunden zu haben, dessen Geschicklichkeit der seinigen gleichkam, und er wurde daher immer hitziger; es war als ob er Eile hätte, der Sache ein Ende zu machen. In einem Augenblicke aber, als er sich vorbeugte, um einen heftigen Stoß gegen den Marquis zu führen, rannte er in den Degen desselben, der ihm die Brust durchbohrte.

Leodgard fiel zu Boden, ohne einen Schrei auszustoßen. Der Diener trat mit dem Lichte hinzu, betrachtete die Wunde, aus welcher ein großer Blutstrom hervorquoll, und sagte zu seinem Herrn, der ruhig seinen Degen abwischte und seinen Mantel wieder anlegte:

»Ich glaube nicht, daß er wieder zu sich kommt; es ist eine schreckliche Wunde und mitten in der Brust! . . . Was sollen wir nun mit diesem Herrn machen?«

»Dummkopf! glaubst Du daß ich mich um ihn kümmern werde? Wir haben hier gar nichts mehr zu thun; geh voraus und leuchte mir!«

IV.

Der Verwundete.

Wir müssen nun zu Bathilden zurückkehren, der schönen Gräfin und zärtlichen Mutter, die wir wegen anderer Ereignisse seit geraumer Zeit vernachlässigt haben, die wir aber deshalb nicht vergessen konnten, denn die Herzensgüte mit Schönheit vereinigt ist ein Talisman, der seine Macht nie verliert.

Als Ambroisine, nachdem sie auf der Place-Royale Leodgard seine Tochter hatte umarmen sehen, mit dem Kinde in Bathildens Zimmer kam, errieth diese aus dem freudestrahlenden Gesicht ihrer Freundin, daß etwas Erfreuliches vorgefallen war. Indem sie sich daher von dem Divan, auf welchem sie lag, erhob und Bianken die Arme entgegenstreckte, sagte sie:

»Was ist denn geschehen? warum kommt Ihr so bald zurück? . . . Ich lese Freude in deinem Gesicht, Ambroisine; willst Du mir nicht dein Glück theilen lassen?«

»Ja gewiß, und wir kommen so schnell wieder zu Dir zurück, damit Du desto eher dieses Glück genießen sollst. Aber zuerst nimm dein Kind auf den Schooß, küsse es recht oft, den lieben Engel, denn es ist der Grund . . . es hat . . . ach, ich bin so froh, daß ich kaum sprechen kann . . . die Freude will mich ersticken!«

Bathilde hatte ihre Tochter auf den Schooß genommen, die ihre Aermchen um den Hals ihrer Mutter legte und ihre Küsse erwiederte, indem sie stammelte:

»Der Herr . . . hat Bianca geküßt . . . hat gesagt, ich bin hübsch.«

»Was sagt sie?« fragte Bathilde, indem sie bald Ambroisine, bald die Wärterin ansah.

»Sie sagt die Wahrheit,« antwortete Ambroisine; »ein vornehmer Herr, der gestern unten auf dem Platze war, hat Bianca gesehen und sie hat ihm so gefallen, daß er sie liebkost hat. Dann hat er Marien nach dem Namen der Kleinen und nach dem ihrer Mutter gefragt, und als er diesen gehört, hat er Bianca wieder geküßt. Heute ist der nemliche Herr wiedergekommen, hat sich auf die nemliche Bank gesetzt, und ich bin überzeugt, daß er es nur gethan hat, um Bianca wiederzusehen.«

»Als die Kleine ihn diesen Morgen erblickte, hat sie ihn sogleich erkannt und ist auf ihn zugelaufen,« sagte die Dienerin.

»Aber wer war denn dieser Herr?« fragte Bathilde mit zitternder Stimme.

»Erräthst Du es nicht, Bathilde? erräthst Du es denn nicht?«

»Ach, mein Gott . . . sprich doch, sprich!«

»Es war der Graf von Marvejols, dein Gatte.«

»Ist es möglich . . .!«

Bathilde erbleichte und fühlte einen Augenblick, daß ihre Kräfte sie verließen; aber die Freude schadet selten, und sie bedeckte daher ihre Tochter bald wieder mit Küssen, indem sie ausrief:

»Er hat Dich umarmt, meine Bianca, er hat Dich geküßt? . . . Dieser Herr ist dein Vater, es ist der, für den ich Dich jeden Abend Gott bitten lehre, daß er ihm das Leben erhält und ihn bald zu uns führt, und der Him-

mel hat dein Gebet erhört . . . Marie, Ambroisine, erzählet mir alles was geschehen ist, gestern und heute, und vergesset ja nichts, verschweiget mir nicht den geringsten Umstand . . . es wird mich so glücklich machen, Euch zu hören.«

Die Dienerin erzählte ausführlich was sich gestern ereignet hatte.

»Und warum hast Du mir von dem Allen gestern nichts gesagt, Marie?«

»Konnte ich denn glauben, daß es Euch so sehr interessiren würde, Madame? Es kam mir nicht in den Sinn, daß der Herr der Herr Graf sey, und wenn ich Euch von Allen erzählen sollte, welche Bianca bewundern, wenn ich mit ihr spaziren gehe, die ihre Schönheit rühmen und sie liebkosen, so würde ich gar nicht fertig.«

»Nun, und heute, Marie?«

Das Mädchen berichtete auch, was bis zu Ambroisinens Ankunft geschehen war, und dann vollendete diese die Erzählung.

»Und er hat sich dann eilig entfernt?« fragte Bathilde.

»Ach Gott, ja . . . und es thut mir so leid, daß ich mich gezeigt habe! Als ich aber sah, daß er seine Tochter in den Armen hielt, konnte ich vor freudiger Ueberraschung nicht an mich halten.«

»Er hielt sie in den Armen?«

»Ja wohl.«

»Und er hat sie geküßt?«

»Mehr als einmal.«

»Und Du weißt gewiß, Marie, daß er es wußte, daß Bianca die Tochter der Gräfin von Marvejols ist?«

»Gewiß, Frau Gräfin, ich hatte es ihm gestern deutlich gesagt, und er selbst hatte mich zuerst darnach befragt.«

»Er wußte, daß es seine Tochter war, Ambroisine!... und er hat sie in seine Arme genommen . . . er hat seine Lippen auf ihre Stirn gedrückt! . . . Ach, ich kann an ein solches Glück noch nicht glauben! . . . dann liebt er ja die liebe Bianca!«

»Ueberrascht Dich dieses? ist es wohl möglich, dieses Kind zu sehen, ohne es zu lieben? . . . Und da er überdies heute wiedergekommen ist und sich wieder auf seinen gestrigen Platz gesetzt hat, so mußt Du einsehen, daß nur der Wunsch, seine Tochter wiederzusehen, ihn abermals dahin geführt hat.«

»Ach, wenn es wahr wäre! wenn es möglich wäre! . . . Aber wenn er seine Tochter zu sehen wünscht, weiß er denn nicht, daß an jedem Tage, zu jeder Stunde die Thüren dieses Hauses sich ihm öffnen werden? . . . und wenn meine Gegenwart ihm unangenehm ist, wenn er nicht mit mir zusammentreffen will, dann werde ich Sorge tragen, seinen Blicken auszuweichen; ich werde mich in den fernsten Winkel des Hauses zurückziehen und mich darin verborgen halten! Aber er soll kommen, um seine Tochter zu sehen, er soll sie ohne Furcht liebkosen, und ich werde mich demungeachtet überglücklich schätzen und werde mich nicht beklagen.«

»Der Herr Graf wußte anfangs nicht, daß es seine Tochter war, die ihm so sehr gefiel, und als er es erfuhr, wird er sich ohne Zweifel nicht haben enthalten können, auf sein Kind stolz zu seyn. Dann hat das nemliche Gefühl ihn wieder an den Ort geführt, wo er vermuthen konnte,

seine Tochter zu finden; aber hierher in das Hôtel zu kommen, ist von da ein weiter Schritt.«

»Nun, gleichviel, morgen soll Bianca zu der nemlichen Zeit mit Marien wieder an den nemlichen Ort, in die Gegend der nemlichen Bank gehen, wie heute; vielleicht kommt er wieder, um sein Kind noch einmal zu sehen, und ich werde mit Dir hinuntergehen, Ambroisine. Ich bin kräftig genug, um ausgehen zu können, und überdies wirst Du mich führen. Wir bleiben abseits und entfernt, aber doch so nahe, daß ich es sehen kann, wenn das liebe Kind wieder von seinem Vater geliebkost wird.«

Am folgenden Tage geschah Alles, wie Bathilde es gewünscht hatte. Bianca ging mit ihrer Wärterin auf den Platz, sobald die Mittagsstunde schlug, und in ziemlicher Entfernuug von ihnen gingen zwei Frauen Arm in Arm, welche jeden Schritt, jede Bewegung des Kindes mit den Augen verfolgten.

Aber die Bank, auf der man zwei Tage nach einander Leogard gesehen hatte, blieb leer und mehr als einmal kam das Kind, nachdem es nach dieser Seite gelaufen war, zu seiner Wärterin zurück und sagte mit seiner kindlichen Stimme und fast mit bekümmertem Tone:

»Der Herr ist nicht da . . . wo ist denn der Herr?«

Es war Bianca schon zu einer angenehmen Gewohnheit geworden, von Leodgard geliebkost und geküßt zu werden. Die Kinder lieben schnell; man gefällt ihnen auf der Stelle oder nie, und da sie noch keine verständigen Personen sind, folgen sie ihrem ersten Gefühle.

Dieser Tag hatte also nicht das Resultat, das man hoffte; Leodgard erschien weder auf der Bank, noch in ir-

gend einer andern Gegend der Place-Royale, wo Bathildens und Ambroisinens Blicke ihn gewiß entdeckt hätten.

Am folgenden Tage machte man den nemlichen Spazirgang, aber eben so erfolglos. Und als Bathilde seufzend mit Bianca in das Hôtel zurückkehrte, schien diese den Kummer ihrer Mutter zu theilen, indem sie sagte:

»Mama . . . der Herr ist nicht gekommen.«

So vergingen mehre Tage und man mußte vermuthen, daß Leodgard, weil es ihm unangenehm gewesen war, von Ambroisinen überrascht zu werden, als er seine Tochter küßte, nicht wieder auf die Place-Royale gekommen war, aus Furcht vor neuen Begegnungen.

Der Sire von Jarnonville, der treue Freund der Gräfin und Ambroisinens, und der Bianca mit der ganzen väterlichen Liebe zugethan war, die der Himmel noch in seinem Herzen zurückgelassen hatte, war sehr bald von Allem unterrichtet worden, was auf der Place-Royale vorgefallen war. Er war davon mehr gerührt als überrascht worden, denn er fand es ganz natürlich, daß Jeder, der Bianca sah, sich zu ihr hingezogen fühlte.

»Ich wußte wohl daß er sie nur zu sehen brauchte, um sie zu lieben,« sagte Jarnonville, während sein Blick auf Bianca ruhte. »Er wollte mich nicht anhören und mir nicht glauben, als ich ihm einmal von seiner Tochter erzählte; aber die Vorsehung, welche stärker ist als der Wille der Menschen, hat ihn mit dem Kinde zusammengeführt. Jetzt laßt die Hoffnung nicht sinken, Frau Gräfin, es ist unmöglich, daß eure Tochter ihren Vater nicht zu Euch zurückführt.«

Mit solchen Worten tröstete Jarnonville Bathilden, wenn sie traurig war, weil Leodgard nicht wieder auf dem

Platze erschienen war, wo ihre Tochter ihn zweimal gefunden hatte. Ambroisine vereinigte sich mit ihm, um ihrer Freundin Hoffnung zu machen, und so brachten Bathilde, Ambroisine und der Chevalier fast jeden Abend im Hôtel und bei Bianca's Wiege die langen Herbststunden im vertraulichen Gespräch zu, indem sie sich fast immer von dem unterhielten, der das reine Glück nicht kennen lernen wollte, das ihm sein häuslicher Herd, seine Gattin und sein Kind verschafft haben würden.

Nach einer solchen Zusammenkunft, welche länger als gewöhnlich gedauert hatte, verließ Ambroisine das Hôtel mit dem Sire von Jarnonville, der sie immer bis an Meister Hugonnet's Thür begleitete. Aber an diesem Abende war es ganz besonders dunkel und es fiel ein kalter feiner Regen, und obgleich sie vor diesem geschützt unter den Arcaden gingen, hatte Jarnonville schon mehr als einmal zu Ambroisinen gesagt:

»Hüllt Euch recht in euern Pelz ein, Fräulein, denn es ist kalt und es regnet.«

Dabei hatte er, vielleicht unwillkürlich, den Arm stärker gedrückt, den das junge Mädchen in den seinigen gelegt hatte.

Das Paar war bis an das Ende der Arcade gekommen, als ein entsetzlicher Anblick ihre Schritte hemmte. Ein Mensch lag auf dem Boden ausgestreckt, sein Mantel und sein Degen lagen einige Schritte von ihm entfernt, aber die Dunkelheit erlaubte es nicht eine Blutlache zu sehen, in der der Körper schwamm.

»Großer Gott, was ist das?« rief Ambroisine, indem sie plötzlich stehen blieb; »ich glaube hier liegt Jemand auf der Erde!«

»Ja, Ihr habt Recht. Vielleicht schläft er, oder er ist betrunken . . . wartet, ich will nachsehen.«

Er ließ Ambroisinens Arm los und beugte sich zu dem regungslos auf der Erde liegenden Körper hinab; aber bald stieß er einen Schrei aus und rief:

»Ha, der Unglückliche schwimmt in seinem Blute!«

»Dieser Degen . . . es ist wahrscheinlich ein Zweikampf gewesen . . .«

»Wenn ich seinen Kopf emporheben könnte, aber die Haare fallen immer wieder darauf zurück und verbergen ihn . . . Großer Gott! . . . ist es eine Täuschung?«

»Was ist es denn, Herr Chevalier?«

»Ich bitte Euch, tretet auf diese Seite, damit ein wenig Licht auf ihn fällt . . . ja wahrlich! . . . ja, er, er ist's . . . er ist es wirklich!«

»Wer denn?«

»Leodgard.«

»Der Graf? . . . ist es möglich! . . . großer Gott, ist er todt?«

»Wartet . . . nein . . . ich glaube am Herzen noch ein leises Klopfen zu bemerken.«

»Ich will in das Hôtel laufen, um Leute, um Hilfe herbeizuholen. Verlaßt ihn nicht, Chevalier.«

Ambroisine lief, weder die Dunkelheit, noch die Kälte fürchtend, längs der ganzen Arcade nach dem Hôtel zurück, rief zwei Bediente herbei, und nachdem sie dem Hausmeister anbefohlen hatte, der Gräfin zu verschweigen was vorging, kam sie in wenigen Augenblicken wieder zu Jarnonville, der neben Leodgard kniete und seinen Kopf unterstützte. Aber der Verwundete befand sich noch in dem nem-

lichen Zustande und war noch nicht wieder zur Besinnung gekommen.

Mit Hilfe der beiden Bedienten hob Jarnonville den Verwundeten empor und brachte ihn in das Hôtel Marvejols. Der Graf hatte hier seine Zimmer, die er zwar seit langer Zeit nicht mehr bewohnte, die aber demungeachtet stets zu seiner Aufnahme bereit waren.

»Es ist euer Herr,« sagte Jarnonville zu den Dienstleuten, welche die Neugierde herbeigezogen hatte; »es ist der Graf von Marvejols, den wir einige Schritte von hier in diesem Zustande gefunden haben. Man hole eiligst einen Wundarzt herbei; aber vor Allem beobachtet die strengste Verschwiegenheit, damit die Frau Gräfin diese Nacht von dem Vorfalle nichts erfährt, denn ehe wir ihr sagen, daß ihr Gemal in ihrer Nähe ist, müssen wir wissen, ob Hoffnung vorhanden ist, sein Leben zu erhalten.«

Jarnonville's Befehle wurden schleunigst ausgeführt; Ambroisine setzte sich an das Bett des Verwundeten, nachdem sie einen Bedienten zu ihrem Vater geschickt hatte, um ihn zu benachrichtigen, daß sie die Nacht im Hôtel Marvejols zubringen werde.

Zum Glück war das Hôtel groß und die Zimmer der Gräfin lagen in einem andern Flügel, als die, in welche ihr Gemal gebracht worden war. Bathilde konnte daher ruhig bei ihrem Kinde schlafen, ohne zu ahnen, daß der stete Gegenstand ihrer Gedanken in diesem Augenblicke so nahe bei ihr war.

Der Chirurg, den ein Bedienter herbeigebracht hatte, untersuchte mit Sorgfalt Leodgards tiefe Wunde und Alle warteten mit ängstlicher Spannung auf den Ausspruch, den er thun würde.

Aber der Mann der Wissenschaft schüttelte bedenklich den Kopf und sagte:

»Die Wunde ist sehr gefährlich und der Herr Graf hat viel Blut verloren; wenn er davonkommt, kann er von Glück sagen. Wenn der Degen keine edlen Theile verletzt hat, ist es möglich, ihn zu retten, doch läßt sich jetzt nichts darüber sagen. Wenn er wieder zur Besinnung kommt, muß man besonders vermeiden, ihn sprechen zu lassen und ihn überhaupt vor der geringsten Aufregung schützen.«

Der Chirurg entfernte sich, nachdem er noch alles Nöthige angeordnet und versprochen hatte, mit Anbruch des Tages wiederzukommen.

Jarnonville und Ambroisine brachten die Nacht bei dem Verwundeten zu.

»Großer Gott, wenn sie wüßte, daß er hier ist!« flüsterte zuweilen das junge Mädchen, indem sie den Chevalier ansah.

»Sie würde sich nicht abhalten lassen, ihn sehen zu wollen; sie würde ihn pflegen wollen und Ihr habt es gehört, daß die geringste Aufregung ihm tödtlich seyn würde, und bedenkt, wie groß diese bei ihm seyn würde wenn er die Augen öffnete und sähe seine Gattin bei sich!«

»Ihr habt Recht, Chevalier, aber wenn es des Himmels Wille wäre, daß der Graf an der Wunde stürbe, wenn er morgen nicht mehr am Leben wäre, glaubt Ihr, daß Bathilde es uns dann verzeihen würde, daß wir es ihr verschwiegen haben, daß ihr Gatte sterbend hier in ihrer Nähe war und daß wir sie des traurigen Glückes beraubt hätten, ihm die Augen zu schließen?«

»Ich weiß nicht was ich Euch antworten soll . . .

thut was euer Herz Euch räth. Ihr liebt die Gräfin zu sehr, um nicht zu errathen, was ihr den wenigsten Kummer machen wird, entweder die Gefahr nicht zu kennen, in der ihr Gatte schwebt, oder unsere Besorgnisse über sein Schicksal zu theilen.«

Ambroisine überlegte und schwankte, endlich aber entschloß sie sich, den Anbruch des Tages und die Zurückkunft des Wundarztes abzuwarten.

Gegen Mitternacht öffnete Leodgard ein wenig die Augen, aber bei seiner großen Schwäche konnte er die obgleich nur schwache Beleuchtung des Zimmers nicht ertragen und er schloß sie daher sogleich wieder, ohne einen Gegenstand in seiner Nähe unterschieden zu haben.

Nachdem der Tag angebrochen war, kam der Wundarzt wieder zu dem Verwundeten. Er betrachtete ihn, fühlte seinen Puls, hörte lange auf das Geräusch seiner Athemzüge und sagte endlich:

»Ich habe ein wenig Hoffnung, aber ich kann nichts sagen, ehe ich nicht den Verband abgenommen habe und dies kann nicht eher als diesen Abend geschehen. Bis dahin bleibt es bei meinen Anordnungen und bei der bisherigen Aufmerksamkeit. Sollte er ohnmächtig werden, so lasse man ihn an diesem Fläschchen riechen; aber es muß immer die größte Stille herrschen.«

Nachdem der Wundarzt sich entfernt hatte, faßte Ambroisine einen Entschluß und ging zu ihrer Freundin.

Es war erst sieben Uhr und Bathilde schlief noch, mit dem Gesicht nach der Wiege ihres Kindes, so daß, wenn sie erwachte, ihr erster Blick auf den kleinen Liebling ihres Herzens fiel.

Ambroisine trat leise und ohne Geräusch zu machen in ihr Zimmer, ohne daß die treue Marie, die sich in einem Nebenzimmer befand, sie daran hinderte, denn sie hatte von der Gräfin den Befehl erhalten, Ambroisinen zu jeder Zeit bei ihr einzulassen.

»Sie genießen einer süßen Ruhe,« sagte diese zu sich selbst, indem sie die Mutter und das Kind, welche beide sanft schlummerten, betrachtete, »und Du, arme Bathilde, hast sie mit vielen Schmerzen und Leiden erkauft! Ist es nicht ein Verbrechen, sie zu stören? verdient dein Gatte, der so ungerecht gegen Dich handelt, daß Du noch Thränen um ihn vergießest? Nein, ich glaube er verdient es nicht... aber sie liebt ihn noch immer, aber er ist der Vater dieses Engels . . . und er hat die liebe Bianca an sein Herz gedrückt. Ja, deshalb müssen wir ihm verzeihen!«

Leise berührte sie Bathildens Arm, deren leichter Schlummer dadurch sogleich unterbrochen wurde.

Als die junge Mutter ihre Freundin vor sich sah, ahnte sie ein Unglück und ihr erster Blick fiel auf ihr Kind; aber dieses schlief ruhig und die frische Röthe seiner Wangen gab keiner Besorgniß für seine Gesundheit Raum.

»Was ist es denn?« fragte Bathilde, indem sie sich im Bett aufrichtete; »warum kommst Du schon zu mir, liebe Ambroisine? Du mußt mir etwas Wichtiges mitzutheilen haben.«

»Ich habe das Haus die ganze Nacht nicht verlassen, das heißt, ich habe es nur gestern Abend einen Augenblick verlassen, bin dann aber zurückgekommen und habe die Nacht hier zugebracht.«

»Sprich, Ambroisine, erkläre Dich . . . es scheint, daß Du es nicht wagst! . . . wenn es seyn muß, werde ich

Muth haben. Uebrigens ist mein Kind bei mir und wenn ich nur für dieses nichts zu fürchten habe, bin ich stark.«

Ambroisine erzählte hierauf ihrer Freundin, was am gestrigen Abende geschehen war; doch schilderte sie die Wunde des Grafen nicht als so gefährlich, wie der Wundarzt gesagt hatte.

Aber Bathilde ließ ihr kaum Zeit ihre Erzählung zu beendigen; sie sprang aus dem Bett, kleidete sich rasch an und rief mit einer Stimme, welche die Angst fast erstickte:

»Großer Gott! er ist hier . . . im Hause . . . schon seit gestern . . . und man hat mir nichts davon gesagt... man benachrichtigt mich nicht, daß er leidet! . . . Ach, das ist nicht recht! . . . ist es nicht meine Pflicht, bei meinem Gatten zu seyn, wenn er Hilfe bedarf?«

»Unsere Pflicht war es, die Vorschriften des Wundarztes zu befolgen, und dieser hat erklärt, daß die geringste Aufregung dem Herrn Grafen tödtlich seyn würde.«

»Mein Gott, dann ist es also sehr gefährlich?«

»Bedenke, daß dein Gatte noch nicht weiß, wohin wir ihn gebracht haben und daß er daher gewiß sehr erschrecken würde, wenn er Dich bei sich sähe und Dich erkennte.«

»Dann werde ich mich verbergen, damit er mich nicht sieht und ich ihn nur sehen kann. Ich werde dann wenigstens sehen wie es mit ihm geht und kann ihm meine Sorgfalt und Aufmerksamkeit widmen. Komm, Ambroisine, komm.«

Bathilde drückte noch einen Kuß auf die Stirn ihres Kindes, empfahl Marien bei ihm zu bleiben und ging dann mit Ambroisinen in das Zimmer ihres Gatten.

Leodgard befand sich noch in dem nemlichen Zustande; sein todtenbleiches Gesicht und die geschlossenen Augen ga-

ben ihm das Ansehen einer Leiche und nur die schwachen Athemzüge deuteten an, daß das Leben noch nicht von ihm gewichen war.

Bathilde betrachtete ihn lange, fiel dann vor dem Bett auf die Knie und flehte den Himmel an, das Leben ihres Gatten zu erhalten.

V.

Die [illegible] Liebe.

Zwanzig Tage lang schwebte Leodgard zwischen Leben und Tod; ein heftiges Fieber folgte auf die Betäubung, die der Blutverlust verursacht hatte. Doch wurde ihm während dieser Zeit die sorgsamste und aufopferndste Pflege zu Theil.

Bathilde, Ambroisine und Herr von Jarnonville wichen fast keinen Augenblick vom Bette des Kranken; die junge Gräfin brachte anfangs ganze Nächte bei ihrem Gatten zu, und um sie zu bestimmen, daß sie sich ein wenig Ruhe gönnte, mußte man ihr sagen, Bianca wollte sie sehen, und nicht einschlafen, wenn ihre Mutter nicht bei ihr bliebe.

In diesen langen Nächten, die man bei dem Grafen durchwachte, und in denen er oft in der Fieberhitze phantasirte, hatte man mit Erstaunen bemerkt, daß er beständig einen Namen im Munde führte, den Namen Giovanni's, und daß er fast immer von den nemlichen Erinnerungen gequält wurde.

»Hast Du es gehört?« fragte Bathilde zuweilen ihre Freundin; »es ist sonderbar, daß Leodgard sich im Delirium

fortwährend mit diesem Räuber beschäftigt . . . man sollte meinen, er fürchte sich vor ihm und schlage sich mit ihm...«

»Ja, erst gestern hörte ich es, wie der Graf sagte: — Geh, Unglücklicher! verfolge mich nicht! — und kurz darauf sprach er wieder: — Aber nein, er ist es ja nicht . . . m i ch will man festnehmen . . . man hat mich erkannt . . . i ch bin Giovanni . . . ich bin es . . . der Andere ist todt!«

»Der arme Leodgard! gebe der Himmel, daß er bald wieder ruhiger wird, und daß sein Verstand zurückkehrt!«

Eines Abends sagte Bathilde zu Jarnonville, der die Fieberphantasien des Kranken sinnend anzuhören schien:

»Glaubt Ihr nicht, Herr Chevalier, da der Geist meines Mannes sich beständig mit jenem Giovanni beschäftigt, daß er am Ende gar keinen Zweikampf gehabt hat, wie Ihr anfangs dachtet, sondern daß er vielmehr von dem gefürchteten Banditen angefallen und gefährlich verwundet worden ist?«

»Ich für meinen Theil zweifle nicht im geringsten mehr daran,« sagte Ambroisine; »der Herr Graf glaubt in seinem Delirium immer und immer jenen Giovanni zu sehen, weil ihm dieses Ereigniß beständig vorschwebt.«

Jarnonville schien nachzudenken, ehe er den beiden Freundinnen antwortete; endlich aber erwiederte er ihnen:

»Eure Vermuthungen können wohl begründet seyn... ja, es ist möglich, daß der Graf keinen Zweikampf bestanden hat, sondern meuchlings überfallen worden ist.«

»Ihr habt Euch doch schon bei verschiedenen Leuten erkundigt, Herr Chevalier, und mit mehren meinem Gat-

ten befreundeten Cavalieren gesprochen ... hat keiner von ihnen Euch sagen können, ob der Graf ein Duell gehabt?«

»Nein, Madame, es hat Niemand auch nur von einem Streite gehört, der dazu hätte Veranlassung geben können. Allerdings vermeidet man es, seitdem der Cardinal so strenge Verordnungen in Bezug auf die Zweikämpfe erlassen hat, sorgfältig, sich eines solchen zu rühmen, und wer einen gehabt hat, hält die Sache möglichst geheim. Deshalb ist es auch am gerathensten, daß wir die Verwundung des Grafen einem nächtlichen Angriffe zuschreiben, mag die Veranlassung gewesen seyn, welche sie wolle.«

»Ja, dies um so mehr, als die Annahme höchst wahrscheinlich richtig ist, denn mein Gatte würde sonst gewiß nicht fortwährend an diesen Giovanni denken.«

Am einundzwanzigsten Tage ließ der Arzt, der sehr frühzeitig zu dem Kranken gekommen war, weil er an diesem Tage eine entscheidende Crisis erwartete, die Damen entfernen und behielt nur Jarnonville bei sich.

Der Graf hatte seit dem vorigen Abend heftiges Fieber, das Phantasiren aber hatte aufgehört.

Am Morgen ließ auch das Fieber nach und es trat bald ein ruhigerer Schlaf ein.

Jetzt begab sich der Arzt zu Bathilden, welche im Nebenzimmer betete, und auch ihr Töchterchen an ihrer Seite hatte niederknieen lassen.

Ihr gemeinschaftliches Gebet war erhört worden.

»Er ist gerettet, ich stehe für ihn!« sagte der Arzt, als er bei der Gräfin eintrat.

Bathilde ergriff seine Hand, drückte sie an ihr Herz, und würde sie geküßt haben, wenn er es zugegeben hätte.

Der Mann, der uns ein geliebtes Wesen erhält, ist ja auch ein Gott für uns, und wir halten daher Worte nicht für hinreichend, um ihm unseren Dank auszudrücken.

»Es bedarf indessen noch der größten Vorsicht,« fuhr der Arzt fort, »jede Gemüthsbewegung muß sorgfältig vermieden werden, und die Genesung wird sehr langsam fortschreiten. Damit die Wunde völlig heilt, ist noch geraume Zeit die größte Ruhe erforderlich, aber ich wiederhole es, der Herr Graf ist gerettet. Wenn er erwacht, wird er sich wohler fühlen, und wahrscheinlich Fragen an Euch richten. Bittet ihn aber, an nichts, als an seine Genesung zu denken, und saget ihm, daß ich alles Sprechen streng verboten habe.«

Der Arzt verschrieb hierauf noch etwas, und entfernte sich dann, begleitet von den Segenswünschen der Gräfin und ihrer Freunde.

»Wenn aber der Graf erwacht,« bemerkte Jarnonville, »wird er das Zimmer erkennen, in welchem er sich befindet, denn es ist das nemliche, das er früher bewohnt hat.«

»Dies wird wohl eher einen wohlthuenden Eindruck auf ihn machen,« meinte Ambroisine; »denn wo könnte er besser aufgehoben seyn, als in seinem Hause, bei seiner Gattin und seinem Kinde?«

»Sprecht ja nicht von mir mit ihm!« rief Bathilde, »dies könnte seinen Zorn erregen, und Ihr wißt, was der Arzt anempfohlen hat.«

»Verlaßt Euch in dieser Beziehung ganz auf mich, Madame,« sagte der Chevalier, »ich hoffe dem Grafen ein angenehmes Erwachen vorzubereiten. Zu dem Ende bitte ich Euch, mir eure Tochter anzuvertrauen.«

»Wie? Blanca?«

»Ja, der Anblick dieses Engels kann nur eine heilsame Wirkung auf ihn ausüben.«

»Aber er weiß ja, daß es sein Kind ist!«

»Und dies hielt ihn nicht ab, sie an die Brust zu drücken.«

»Allerdings, aber als er bemerkte, daß Jemand es sah, entfloh er.«

»Er ist einem fast gewissen Tode entronnen, und wer am Rande des Grabes gestanden hat, wird oft zu heilsamen Betrachtungen geführt.«

»Nun, ich verlasse mich auf Euch, Herr Chevalier, so nehmt denn meine Bianca mit Euch. Ich will hier bleiben, und wenn der Graf mich nicht zu sehen verlangt, werde ich ihm nicht vor die Augen treten. Es wird schon eine Freude für mich seyn, wenn ich in diesem Zimmer höre, daß mein Gatte seine Tochter küßt.«

Jarnonville nahm die kleine Bianca bei der Hand, nachdem er ihr eingeschärft hatte, ja kein Geräusch zu machen. Es schien fast als ob sie es verstände, daß sie einigen Antheil an der Genesung dieses kranken Mannes haben sollte, obgleich Bathilde ihr noch nicht zu sagen gewagt hätte, daß sie ihn Vater nennen solle.

Der Chevalier trat leise bei dem Grafen ein, und da er im Bett eine Bewegung vernahm, trat er zu dem Kranken, die kleine Bianca außerhalb des Vorhanges zurücklassend.

Leodgard hatte die Augen aufgeschlagen, und sah sich verwundert im Zimmer um, als ob er seine Gedanken zu sammeln versuchte.

Als er Jarnonville erblickte, nahm sein Erstaunen zu, und er stammelte mühsam die Worte hervor:

»Wie? . . . Ihr seyd hier, Jarnonville? . . . Ich bitte Euch . . . erklärt mir, was mit mir geschehen ist.«

»Ihr wart gefährlich verwundet, und ich fand Euch unter einer Arcade der Place-Royale auf der Erde liegend.«

»Ja, ja . . . ich entsinne mich . . . es war nach meinem Zweikampfe mit dem Marquis von Santoval . . . Ihr habt mich hierher bringen lassen . . . Aber ich erkenne dieses Zimmer . . . es war einst mein Schlafgemach . . . ich befinde mich im Hôtel Marvejols!«

»Es wäre unmöglich gewesen, Euch weiter transportiren zu lassen, Ihr würdet unterwegs gestorben seyn. Und wo würdet Ihr überdies eine so sorgfältige, aufopfernde Pflege gefunden haben, als sie Euch nunmehr schon einundzwanzig Tage hier zu Theil geworden ist?«

Leodgard antwortete nichts, und sein Kopf sank in die Kissen zurück; sein Blick aber wurde trübe und seine Stirn verfinsterte sich.

Jetzt winkte Jarnonville die kleine Bianca herbei, welche still und unbeweglich hinter dem Vorhange stehen geblieben war.

Sie trat näher, stieg auf die vor dem Bett angebrachte Estrade und sagte, indem sie dem Grafen plötzlich ihr Engelköpfchen zeigte:

»Ich will auch einmal sehen.«

In dem nemlichen Augenblicke veränderten sich die Gesichtszüge des Grafen; seine erste Regung war Erstaunen, unmittelbar darauf aber verwandelte sich das Erstaunen in einen Ausdruck von Freude. Es war die Ruhe nach dem Gewittersturme, die in die Seele des Kranken einzog.

Er lächelte Bianca freundlich zu und versuchte es ihr die Hand zu reichen.

Allein er war noch zu schwach, um den Arm bewegen zu können, und er sagte daher nur:

»Du bist es, liebes Kind?... O. es freut mich, daß Du mich besuchst... Du mußt recht oft zu mir kommen.«

Nach diesen Worten fielen Leodgard die Augen wieder zu, die Gemüthsbewegung hatte seine wenige Kraft erschöpft; aber diese Schwäche war nicht gefährlich, und er verfiel bald in einen wohlthätigen Schlummer.

»Mein Versuch hat sich bewährt,« sagte Jarnonville, indem er die kleine Bianca ihrer Mutter wieder übergab; »der Anblick des holden Kindes hat auf der Stelle die düsteren Wolken verscheucht, welche die Stirn eures Gemals umlagerten. Von nun an dürft Ihr überzeugt seyn, Madame, daß Bianca die Genesung ihres Vaters vollenden wird.«

Bathilde umarmte und küßte ihr Töchterchen mit inniger Zärtlichkeit und benutzte dann Leodgards Schlummer, um ihren Gatten mit Muße zu betrachten.

Der Augenblick des Erwachens kündigte sich bei dem Kranken stets durch vorausgehende Bewegungen an, und sobald diese eintraten, eilten Bathilde und Ambroisine aus dem Zimmer, wo nur Jarnonville, oder in dessen Abwesenheit ein Diener zurückblieb.

Als Leodgard wieder erwachte, schweifte sein Blick auf's neue im Zimmer umher und schien Jemanden zu suchen.

Jarnonville trat ans Bett und fragte ihn, ob er etwas wünsche.

»Ja,« flüsterte der Graf, indem er zu lächeln versuchte, »ja... ich möchte... die Kleine noch einmal sehen...«

»Er will noch nicht sagen: meine Tochter, aber es wird schon werden,« dachte der Chevalier bei sich, während

er hinausging, um Bianca zu holen, die er bald an das Bett ihres Vaters führte.

Die Kleine stieg ganz allein die Stufen der Estrade hinauf, zeigte ihr reizendes Gesichtchen und ihr blondes Lockenköpfchen und sagte:

»Guten Tag, lieber Freund.«

Bathilde hatte ihr befohlen, daß sie ihren Vater so nennen sollte. Den letzteren Namen sollte sie ihm nicht eher geben, bis er es selbst erlaubte.

Diesmal gelang es dem Kranken, mit der Hand seine Tochter zu erreichen, und indem er damit über ihre seidenen Locken strich, sagte er zu ihr:

»Es freut mich, daß Du wieder zu mir kommst... aber Du thust es vielleicht nicht gern... Möchtest Du wohl alle Tage zu mir kommen?«

»Ja, lieber Freund.«

»Des Morgens einmal und des Nachmittags einmal?«

»Ja, wenn Mama es erlaubt.«

Leodgard wurde nachdenkend und schwieg eine lange Weile, ohne jedoch die Hand vom Kopfe des Kindes zurückzuziehen. Nach einigen Minuten rief Bianca plötzlich aus:

»Ich habe mit Mama den lieben Gott gebeten, daß er meinen Freund recht bald gesund machen soll.«

»Du gutes Kind!... Hast Du mich ein wenig lieb?«

»O ja, sehr!«

Leodgard machte eine Bewegung und man sah es ihm an, daß er die kleine Bianca gern küssen wollte; aber er war noch zu schwach, um sich so weit aufzurichten, daß er seine Lippen bis an ihre Stirn bringen konnte. Jarnonville, der ihn genau beobachtete, bemerkte dies Alles, blieb aber unbeweglich an seinem Platze und stellte sich als ob er an=

dächtig in einem Buche läse, das er zur Hand genommen hatte.

Da es Leodgard durchaus nicht gelingen wollte, Bianca's Kopf zu erreichen, so entschloß er sich endlich, zu ihr zu sagen:

»Gib mir deine Hand, liebes Kind... halte sie an meine Lippen... immer näher... so ist's recht.«

Und er bedeckte die kleine weiche Hand seiner Tochter mit Küssen, worüber diese sich königlich freute.

»Ei, der gute Freund! er küßt mir die Hand!«

Bathilde sah, hinter einem Thürvorhange verborgen, diese ganze Scene mit an und Thränen der Freude perlten in ihren Augen.

Der Graf behielt seine Tochter noch lange bei sich; endlich aber entschloß er sich sie fortzuschicken, indem er zu Jarnonville sagte:

»Ich will die Kleine nicht länger den Spielen und Vergnügungen ihres Alters entziehen, am Bette eines Kranken würde ihre blühende Farbe bald dahinschwinden. Nehmt sie mit fort, Chevalier... lebe wohl, mein liebes Kind, und besuche mich morgen wieder; ich erwarte mit Ungeduld die Augenblicke, welche Du bei mir zubringen wirst.«

Zwölf Tage waren wiederum verflossen; Leodgards Genesung schritt in erwünschter Weise fort und er begann schon sich etwas kräftiger zu fühlen, das Bett aber durfte er noch nicht verlassen, denn seine Wunde gehörte zu denen, welche die größte Vorsicht und die gewissenhafteste Behandlung erheischen. Um sich die Zeit ein wenig zu verkürzen, ließ er sehr häufig die kleine Bianca zu sich kommen und jeden Tag versuchte er es, sie einige Minuten länger bei sich zu behalten.



Wenn sie nicht bei ihm war, schwieg er beständig und düstere Gedanken schienen seinen Geist zu beschäftigen; er antwortete Jarnonville kaum, wenn dieser es versuchen wollte, ihn zu zerstreuen, und brachte oft ganze Stunden lang zu, ohne ein einziges Wort zu sprechen. Sobald er aber Bianca's Schritte hörte, sobald sich ihre liebe Stimme im Zimmer vernehmen ließ, da war es als ob eine Fee den Grafen mit ihrem Zauberstabe berührt hätte, seine Stirn heiterte sich plötzlich auf, ein Lächeln veränderte den ganzen Ausdruck seiner Gesichtszüge, er fühlte sich wie neu gestärkt, streckte ihr beide Hände entgegen, zog sie an sich und hob sie auf sein Bett, damit er ihr holdes Antlitz mit Muße betrachten und küssen konnte.

Dann ließ er sie auch sprechen, denn er hörte mit unbeschreiblichem Vergnügen ihre kindlichen Fragen und Antworten, in denen sich schon Gefühl und Verstand bekundeten. Dies sind natürliche Gaben, welche die Erziehung und die Jahre nicht hervorzurufen vermögen; wenn sie sich nicht schon im frühesten Kindesalter zeigen, kann man mit Gewißheit annehmen, daß man sie auch in späteren Jahren vergebens erwarten wird.

Leodgard hatte jedoch Bianca noch immer nicht seine Tochter genannt, und wenn sie von ihrer Mutter sprach, lenkte er ihre Gedanken immer sogleich auf einen anderen Gegenstand.

Bathilde hielt sich noch immer fern von ihrem Gatten, und er fragte ebenfalls nicht ein einziges Mal nach ihr; aber sie beklagte sich nicht darüber, sie war schon glücklich, daß sie ihn hatte pflegen dürfen und noch glücklicher machte sie die Liebe, die er für sein Kind an den Tag legte.

Auch Ambroisine glaubte sich den Blicken des Kranken

entziehen zu müssen, denn ihr Anblick schien ihm so unangenehm zu seyn, als er ihr auf der Place-Royale mit dem Kinde auf dem Arme begegnete, daß sie ihm dieses Gefühl nicht noch einmal verursachen wollte.

Leodgard sah daher Niemanden um sich als den Arzt, der ihn noch regelmäßig zweimal des Tages besuchte, den Sire von Jarnonville, der ihm oft Gesellschaft leistete, und dem er erzählt hatte, daß er sich mit dem Marquis von Santoval geschlagen, aber ohne ihm die Veranlassung zu dem Zweikampfe mitzutheilen, die Dienerschaft, welche auf den Ruf seiner Glocke herbeieilte, und Bianca, welche seit einigen Tagen allerhand Spielzeug mitbrachte, um recht lange bei ihrem »Freunde« bleiben zu können.

Eines Abends wollten die beiden Freundinnen den Chevalier über Leodgards Verwundung ausforschen.

»Hat er Euch nicht gesagt, wie er dazu gekommen ist?« fragte Bathilde, »hat er Euch den Ueberfall des Räubers Giovanni nicht ausführlicher erzählt . . . denn nicht wahr, er ist von diesem angegriffen und verwundet worden?«

Jarnonville schien erst seine Antwort reiflich zu überlegen, und endlich erwiederte er der Gräfin:

»Euer Gemal ist nicht redselig, Madame, ganz besonders seitdem er sich besser befindet. Nur eure Tochter versteht die Kunst, ihn zum Sprechen zu bringen. Als ich ihn über die näheren Umstände jenes Vorfalls ausforschen wollte, antwortete er mir nur sehr kurz und einsylbig, woraus ich ersah, daß meine Fragen ihm unangenehm waren, und ich drang daher nicht weiter in ihn.«

»Daran habt Ihr ganz recht gethan, Herr Chevalier; wenn der Graf uns die Ursache des Vorfalls nicht mittheilen

will, so mag er sie uns immerhin verschweigen, die Hauptsache ist, daß derselbe keine schlimmen Folgen gehabt hat.«

»Ich begreife nur nicht,« meinte Ambroisine, »wie man ein Geheimniß daraus machen kann, wenn man von einem Räuber angefallen worden ist. Sollte er denn etwa doch einen Zweikampf gehabt haben?«

»Dies kann nicht seyn,« versetzte Bathilde, »Du weißt ja, daß er im Delirium beständig von jenem Giovanni sprach.«

So blieben die beiden Freundinnen in völliger Ungewißheit über die Ursache der Verwundung, welche fast den Tod des Grafen zur Folge gehabt hätte, und Jarnonville, der sie jetzt kannte und sie ihnen hätte mittheilen können, stellte sich, als wäre sie ihm ebenfalls noch fremd.

Eines Morgens vermißte Leodgard beim Erwachen die kleine Bianca, welche um diese Zeit gewöhnlich an sein Bett oder wenigstens ins Zimmer kam. Nachdem er sie noch mehre Minuten vergebens erwartet hatte, schellte er einem Diener und fragte diesen:

»Warum ist mir diesen Morgen nicht wie gewöhnlich das Kind hergeschickt worden?«

»Ich glaube gehört zu haben, Herr Graf, daß das kleine Fräulein diese Nacht nicht recht wohl gewesen ist, und dies wird wahrscheinlich die Ursache seyn, weshalb sie nicht zu Euch kommt.«

»So, das ist etwas anderes. Ist denn der Arzt geholt worden?«

»Ja wohl, Herr Graf.«

»Der Sire von Jarnonville ist noch nicht hier gewesen?«

»Nein.«

»Es ist gut; sobald der Arzt das Kind untersucht hat, soll er zu mir kommen.«

Der Bediente entfernte sich, aber schon nach wenigen Minuten schellte Leodgard abermals und verlangte mit der Wärterin des Kindes zu sprechen.

Marie erschien und der Graf empfing das Mädchen, welche die kleine Bianca auf der Place=Royale spaziren führte, als er sie das erste Mal sah, sehr freundlich. Er winkte ihr näher zu kommen und sagte dann zu ihr:

»Bianca ist nicht wohl, wie ich höre . . . was fehlt ihr?«

»O, es wird nicht von Bedeutung seyn, Herr Graf; sie hustete während der Nacht mehremal und diesen Morgen hatte sie ein wenig Fieber, das ist Alles. Kleinen Kindern fehlt alle Augenblick etwas, aber es gibt sich auch eben so schnell wieder.«

»Hat sie Schmerzen?«

»Nein, gnädiger Herr, sie hat schon darnach verlangt aufzustehen und Euch zu besuchen.«

»Wie? sie hat wirklich an mich gedacht?«

»Seitdem sie das erste Mal zu Euch geführt worden ist, Herr Graf, ist dies jeden Morgen ihr erster Gedanke, nachdem sie ihre Mutter umarmt hat.«

»Das liebe Kind!«

»Da sie aber das Fieber hat, ist es nicht rathsam sie aufstehen zu lassen.«

»Nein, sie darf nicht aufstehen . . . ihre Mutter ist wohl bei ihr?«

»Die Frau Gräfin verläßt sie keine Minute, besonders deshalb, weil sie immer den Thee und die Arznei nicht nehmen will, wenn sie krank ist; sobald aber die gnädige

Frau ihr sagt: das mußt Du trinken, mein Kind, dann gehorcht sie augenblicklich.«

»Es ist gut, Ihr könnt wieder gehen. Wenn der Arzt bei Bianca gewesen ist, soll er zu mir kommen.«

Die Zeit wurde Leodgard entsetzlich lang, denn es war ihm seit einiger Zeit zur angenehmen Gewohnheit geworden, sich mit seiner Tochter zu unterhalten. Man lernt den Werth der Dinge erst schätzen, wenn man sie entb•h-ren muß.

Bisher hatte der Graf wahrscheinlich geglaubt, daß die Anwesenheit seiner Tochter nur eine angenehme Zerstreuung für ihn sey, jetzt aber fühlte er, daß dieselbe ihm ein gebieterisches Bedürfniß geworden war.

Endlich erschien der Arzt und Leodgard erkundigte sich bei ihm sogleich nach Bianca's Befinden.

Der Doctor beruhigte ihn vollständig und setzte dann hinzu:

»Und sollte diese Unpäßlichkeit wirklich der Vorläufer einer ernsteren Kinderkrankheit seyn . . . nun so werden wir sie heben.«

»Welche Krankheit vermuthet Ihr denn, Herr Doctor?«

»Es kann vielleicht die sogenannte Pustula oder Brennkrankheit, oder das heilige Feuer daraus entstehen.«

»Ihr erschreckt mich, Doctor!«

»Früher war man in Bezug auf diese Krankheit noch sehr unwissend und hielt sie für gefährlicher als sie ist. Wir nennen sie jetzt die Masern, eine bei den Kindern sehr gutartige Krankheit, die nur einige Vorsicht erheischt und dann von selbst wieder verschwindet. Es ist durchaus nichts zu fürchten. Aber wie befindet Ihr Euch heute, Herr Graf?«

»O, ganz gut, ich möchte gern aufstehen.«

»Nein, wartet noch einige Tage. Wenn eure Wunde wieder aufbräche, könntet Ihr von neuem sehr krank werden und müßtet dann noch viel länger im Bett liegen. Seyd verständig, Herr Graf, denn es ist überhaupt ein Wunder, daß Ihr so glücklich davon gekommen seyd.«

»Ich danke Euch, Doctor; sorget jetzt vor Allem für das Kind.«

Der Arzt entfernte sich und bald darauf kam Jarnonville, um dem Grafen Gesellschaft zu leisten.

Diesmal fand er ihn nicht schweigsam und verstimmt wie sonst gewöhnlich. Leodgard fragte ihn, ob er bei seiner Tochter gewesen sey, erkundigte sich angelegentlich nach ihrem Befinden, theilte ihm den Ausspruch des Arztes mit, und da auch der Chevalier nicht müde wurde, von Bianca zu sprechen, so unterhielten sich die beiden Männer einen großen Theil des Tages fast ausschließlich über das Kind, während sonst zuweilen in ihrem gegenseitigen Verkehr ein kalter Ernst vorgeherrscht hatte.

Am folgenden Morgen erklärte der Arzt, daß seine Vermuthung sich bestätigt und daß Bianca wirklich die Masern bekommen habe, eine Krankheit, die ganz ungefährlich sey, wenn sie nicht vernachlässigt werde.

Leodgard sandte nun fast alle fünf Minuten einen Diener ab, um sich nach dem Zustande seiner Tochter erkundigen zu lassen.

Wenn er jetzt von ihr sprach, nahm er keinen Anstand mehr, sie so zu nennen, und Jarnonville konnte seine Freude nicht verbergen, als er endlich dieses Wort aus dem Munde des Grafen hörte.

Am dritten Tage rief Leodgard einmal aus, nachdem er wieder nach Bianca's Befinden hatte fragen lassen:

»Wie glücklich ist ihre Mutter! sie kann wenigstens bei ihr seyn und sie beständig sehen! Ich hatte mich schon so an ihren täglichen Besuch gewöhnt, daß mir jetzt die Zeit schrecklich lang wird.«

Am darauf folgenden Tage zeigten die Dienstleute auffallend betrübte Gesichter, und selbst Jarnonville schien um Bianca besorgter zu seyn, obgleich er sagte, daß die Krankheit ihren regelmäßigen Verlauf nehme.

Nachdem Leodgard die Gesichter aller ihn Umgebenden ängstlich fragend betrachtet hatte, rief er seinen Kammerdiener und ließ sich ankleiden.

»Wie? Ihr wollt das Bett verlassen?« rief Jarnonville; »dies ist eine große Unvorsichtigkeit, denn der Arzt hat es Euch noch nicht erlaubt.«

»Der Arzt weiß nicht wie schmerzlich es mir ist, daß ich meine Tochter nicht mehr sehe, ihr Anblick wird heilsamer für mich seyn, als alle seine Verordnungen. Ueberdies scheint man heute allgemein um Bianca's Befinden besorgt zu seyn, und ich will mich daher selbst von ihrem Zustand überzeugen. Gebt mir euren Arm, Chevalier, und führt mich zu meiner Tochter.«

Der Ton, in welchem der Graf sich ausgesprochen hatte, verrieth deutlich, daß alle Einwendungen fruchtlos seyn würden.

In einen weiten Schlafrock gehüllt, nahm Leodgard den Arm des Chevaliers und begab sich mit ihm aus seinem Zimmer in den Flügel des Hauses, den Bathilde mit ihrer Tochter bewohnte.

Trotz des besten Willens aber konnte der Reconvalescent, da er noch außerordentlich schwach auf den Füßen war, nur sehr langsam gehen, und ein Diener war ihm

daher voraus geeilt, um der Gräfin seinen Besuch anzukündigen.

Als Bathilde vernahm, daß Leodgard durchaus habe seine Tochter einmal sehen wollen, konnte sie einen Ausruf der Freude nicht unterdrücken; sie umarmte und küßte die kleine Patientin mit inniger Zärtlichkeit und sagte zu ihr:

»Er kommt um deinetwillen, mein süßes Kind, Dir verdanke ich es, daß er mich hier besucht. Ich weiß zwar wohl, daß er mich nicht zu sehen wünscht, aber ich werde mich dennoch nicht entfernen, denn so lange Du krank bist, weiche ich nicht von deiner Seite, und dein Vater muß sich meine Anwesenheit schon gefallen lassen, wenn er Dich sehen will.«

Ambroisine, welche ebenfalls fast beständig an der Wiege des Kindes zubrachte, beeilte sich in ein Nebenzimmer zu gehen, denn sie sah ein, daß ihre Anwesenheit bei dieser ersten Zusammenkunft der beiden Gatten unpassend seyn würde.

Langsame und schwerfällige Schritte verkündeten die Ankunft des Grafen.

Bathilde setzte sich in einiger Entfernung von der Wiege ihrer Tochter nieder; als aber Leodgard auf Jarnonville's Arm gestützt eintrat, konnte sie nicht umhin zu ihm aufzublicken, und sie erstaunte schmerzlich über die Veränderung in seinem Aussehen. Er war entsetzlich abgemagert, sah leichenblaß aus, in seinen Augen glänzte ein fieberhaftes, düsteres Feuer, und er war überhaupt nur noch der Schatten seiner selbst. Für Bathilden war er aber noch immer der Mann, den sie innig liebte, der Vater ihres Kindes, und

es kostete ihr große Ueberwindung, daß sie ihm nicht entgegeneilte und um den Hals fiel.

Leodgard begrüßte seine Gattin mit einer leichten Verneigung des Kopfes. Sein Blick suchte vor allem die Wiege des geliebten Kindes, und als er sie entdeckt hatte, ließ er den Arm des Chevaliers los, schlug den Vorhang zurück und setzte sich neben sie. Bianca erwachte. Ihr holdes Gesicht war purpurroth und geschwollen, aber sie erwachte mit einem Lächeln, und als sie den Grafen erkannte, rief sie aus:

»Ach, lieber Freund, kommst Du auch einmal zu mir? ich bin krank!«

Leodgard neigte sich zu ihr herab und bedeckte sie mit Küssen. Bathilde mußte sich abwenden, um ihre Thränen zu verbergen; allein es waren wohlthuende Thränen, die sie nicht zurückzuhalten versuchte.

»Der Arzt versichert also noch immer, daß keine Gefahr vorhanden sey?« fragte der Graf zu Jarnonville gewendet; dieser aber stellte sich, als ob er die Frage nicht gehört hätte, damit Leodgard gezwungen seyn sollte, mit seiner Gattin zu sprechen.

Als der Graf sah, daß Jarnonville ihm nicht antworten wollte, entschloß er sich endlich, seinen Blick auf Bathilden zu richten, und diese flüsterte mit zu Boden gesenkten Augen:

»Bianca's Krankheit hat jetzt ihren Höhepunkt erreicht, diese Nacht aber, meint der Arzt, werde das Fieber nachlassen, und er hat mir die Versicherung gegeben, daß sie außer aller Gefahr sey.«

»Diese außerordentliche Röthe indessen ...«

»Sie ist der eigenthümliche Charakter dieses Fiebers,

und sie machte mich ebenfalls besorgt, aber der Arzt versichert, daß es gerade so besser sey. Doch, wie befindet Ihr Euch, Herr Graf? ... ich glaubte, es sey Euch noch nicht gestattet, das Bett zu verlassen ... es wird Euch doch nicht schaden?«

»Euer Herr Gemal wollte von nichts hören, Madame,« fiel Jarnonville jetzt ein; »der Wunsch, seine Tochter zu sehen, war mächtiger als meine Vorstellungen!«

Leodgard sah den Chevalier mit einem leichten Lächeln an, und sagte:

»Ah, sprecht Ihr auch endlich, Chevalier?«

Dann sprach er wieder zu seiner Tochter:

»Ich langweile mich sehr, mein liebes Kind, seitdem Du mich nicht mehr besuchst; werde ja recht bald wieder gesund. Bis dahin aber werde ich Dich besuchen.«

»Alle Tage?« fragte Bianca.

»Ja, alle Tage. Lebe wohl, mein Kind, auf Wiedersehen.«

Nach diesen Worten erhob sich der Graf, grüßte Bathilden, nahm den Arm des Chevaliers wieder und kehrte in sein Zimmer zurück.

Am folgenden Morgen aber war Leodgard nicht im Stande wieder aufzustehen. In Folge der Anstrengung vom vorigen Tage war seine Wunde wieder aufgebrochen. Der Arzt schalt ihn ernstlich wegen dieser Unvorsichtigkeit, und der Graf mußte sich nun wieder damit begnügen, jeden Augenblick Erkundigungen über das Befinden seiner Tochter einziehen zu lassen. Glücklicherweise lauteten die Nachrichten durchaus befriedigend; die Krankheit war im Abnehmen begriffen, Bianca ging ihrer Genesung mit raschen Schritten

entgegen. Leodgard gab Befehl, daß sie sogleich zu ihm gebracht werden sollte, sobald dies ohne Gefahr geschehen könne.

Nachdem hierauf noch vier Tage vergangen waren, fand er am Morgen des fünften beim Erwachen Bianca an seinem Bette. Er nahm sie in seine Arme und bedeckte sie mit Küssen.

»Bist Du immer noch krank, lieber Freund?« fragte das kleine Mädchen lächelnd ihren Vater; dieser aber betrachtete sie mit inniger Zärtlichkeit und sagte zu ihr:

»So darfst Du mich nicht mehr nennen, mein Kind; in Zukunft nenne mich Vater, hörst Du? Vater ... denn Du bist mein Töchterchen, und ich bin stolz auf Dich. Ach, warum habe ich nicht eher dieses Glück kennen gelernt, diese unaussprechliche Wonne, die man empfindet, wenn man sein Kind ans Herz drückt? ... Aber ich hatte keine Ahnung von dieser Seligkeit, ehe ich Dich besaß! ... Ich war noch blind, und glaubte nicht an das Licht!«

Die Freuden des Herzens sind stets das beste Heilmittel gegen alle Krankheiten. Seitdem Leodgard sein Kind wieder täglich sah, machte seine Genesung rasche Fortschritte; bald konnte er das Bett verlassen und im Zimmer umhergehen, aber er befand sich nur dann ganz wohl, wenn Bianca bei ihm war, an der er mit der zärtlichsten Liebe hing. Er war ganz erstaunt über den Einfluß, den dieses Kind auf sein Gemüth ausübte, und er versuchte es nicht, sich demselben zu entziehen; im Gegentheil, er gab sich ihm ohne Rückhalt und mit Wonne hin, denn er erkannte wohl, daß das neue Gefühl, das er empfand, das einzige war, welches den Menschen wahrhaft glücklich macht.

Zuweilen jedoch, wenn er seine Tochter auf dem Schooße

hatte, und den Blick auf ihrem lieblichen Antlitze ruhen ließ, verfinsterte sich plötzlich seine Stirn, und eine Todtenblässe entstellte sein Gesicht. Dann ließ er die kleine Bianca auf den Boden nieder, entfernte sich von ihr, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, und sprach leise vor sich hin:

»Armes Kind! ... wenn man einst erführe ... wenn man ihr sagte, daß ihr Vater ... sie würde mir vielleicht fluchen! ... Ach, dieser Gedanke ist entsetzlich! er ist meine härteste Strafe!«

Leodgard versank dann in ein finsteres Hinbrüten, aber Bianca, die natürlich nicht begriff, warum ihr Vater sich plötzlich von ihr entfernt hatte, lief ihm nach, drückte ihm die Hand und fragte ihn mit ihrer sanften Stimme:

»Hast Du mich nicht mehr lieb, mein Papa?«

Die Worte des kleinen Engels fanden bald den Weg zum Herzen des Vaters, und verscheuchten wie ein heiterer Sonnenstrahl die düsteren Wolken, die sich auf seine Stirn gelagert hatten.

VI.

Die Frau ist oft veränderlich, ein Thor ist, wer ihr traut.

Der Marquis von Santoval war nach seinem Zweikampfe mit Leodgard in sein Hôtel zurückgekehrt, und hatte sich sogleich zu seiner Gattin begeben, welche in großer Angst den Ausgang des Kampfes erwartete, den sie selbst herbeigeführt hatte.

Als sie den Marquis mit triumphirender Miene zurückkehren sah, empfand sie einen Schauer, der das Blut in ihren Adern erstarren machte.

*



»Ihr seyd gerächt, Madame, vollständig gerächt!« sagte Herr von Santoval, indem er sich vor seiner Gattin verbeugte.

»Ach, ich habe Todesangst ausgestanden!«

»Ich bin Euch sehr dankbar für diese Angst, allein um mich hattet Ihr nicht nöthig besorgt zu seyn.«

»Ihr habt also den Grafen von Marvejols an Ort und Stelle gefunden?«

»Ja, Madame, Ihr könnt wohl denken, daß er eurer freundlichen Einladung pünktlich nachgekommen ist. Ein so angenehmes Stelldichein hat man nicht alle Abende! und überdies ist der Herr Graf ein einfältiger Geck, von dem man nichts Anderes erwarten konnte, als daß er in die ihm gelegte Schlinge gehen würde!«

»Und wie ist die Sache vor sich gegangen?«

»Auf ganz natürliche Art. Der Graf war ein wenig betroffen, als er mich erblickte; indessen versuchte er es doch, mich irre zu machen. Da mir aber darum zu thun war, bald zu Ende zu kommen, sagte ich ihm rund heraus, wie die Sache stand.«

»Ihr habt ihm also gesagt ...?«

»Daß Ihr ihn zum Besten gehabt, und daß Ihr ihm eine nachdrückliche Lehre geben wolltet, weil sonst eure Rache unvollständig gewesen wäre. Da hätte: Ihr sehen sollen, in welche Wuth der liebenswürdige Verführer gerieth!«

»Das glaube ich.«

»Wir zogen auf der Stelle den Degen. Der Graf ist ein tüchtiger Fechter, aber der Zorn verblendete ihn.«

»Und Ihr habt Ihn verwundet?«

»Verwundet? . . . nein, getödtet habe ich ihn, Madame! es war ein herrlicher Stoß, der ihn durch und durch

bohrte, und es sollte mich sehr wundern, wenn er davon käme. Aber was ist Euch, Madame, Ihr werdet blaß...«

»Ja, ich fühle mich in der That nicht wohl . . . die Angst und Besorgniß, welche ich diesen Abend empfunden habe . . . aber eine kurze Ruhe wird mich wieder stärken. Seyd so gut, mir Miretta herzusenden.«

»Auf der Stelle, Madame. Ich danke Euch für eure lebhafte Theilnahme... allein Ihr seht, daß ich nicht die geringste Verletzung erhalten habe.«

»Nun ja, und dies beruhigt mich wieder. Was ist aus dem Unglücklichen geworden, den Ihr getödtet habt?«

»Das weiß Gott, Madame, Ihr könnt wohl denken, daß ich nichts Eiligeres zu thun hatte, als mich auf und davon zu machen, denn das Gesetz über den Zweikampf ist streng. Doch Joseph war der einzige Zeuge und ich glaube, daß ich mich auf die Treue dieses Menschen verlassen kann. Also ängstigt Euch nicht, Madame und gönnt Euch die nöthige Ruhe . . . ich will Euch Miretta senden.«

Der Marquis entfernte sich und Valentine blieb unbeweglich, wie zu Boden geschmettert zurück. Ihr Antlitz war bleich, in ihren Augen glühte ein düsteres Feuer, man sah, daß ein quälender Gedanke ihren Geist ausschließlich beherrschte. In diesem Zustande fand Miretta sie beim Eintreten.

»Ihr habt mich rufen lassen, Frau Marquise,« sagte das junge Mädchen, indem sie ihre Gebieterin neugierig betrachtete; »Ihr seht bleich und angegriffen aus . . . solltet Ihr Euch nicht wohl fühlen? Der Herr Marquis ist indessen zurückgekommen . . . er muß also Sieger geblieben seyn und demnach seyd Ihr gerächt!«

»Gerächt, sagst Du? . . . siehst Du nicht, daß ich eine Verbrecherin, ein verworfenes Geschöpf bin? denn er

hat ihn getödtet, und ich bin die Ursache; ich habe den Kampf angestiftet, ich habe die Schlinge gelegt, indem ich Leodgard glauben machte, daß ich ihn liebe. Nun ja, ich liebte ihn . . . ja, ich sagte ihm keine Unwahrheit. Ich habe es versucht, mich selbst über meine Gefühle zu täuschen, ich machte mir Illusionen, ich sagte zu mir, er habe mich verschmäht und ich müsse mich für seine Verachtung rächen. Im Herzen aber liebte ich ihn noch immer; ich wollte ihn zu meinen Füßen sehen und süße Betheuerungen der Liebe aus seinem Munde vernehmen . . . er hat dies gethan, und nun habe ich seinen Tod herbeigeführt! . . . O, ich verabscheue mich selbst, ich bin des Mitleids unwürdig, und ich würde jetzt mein Leben darum geben, wenn ich das Geschehene ungeschehen machen könnte!«

Miretta schien mehr überrascht als gerührt durch den Schmerz ihrer Gebieterin, und sie begnügte sich damit, in gleichgiltigem Tone zu flüstern:

»Der Herr Marquis hat also seinen Gegner umgebracht?«

»Ja, wenigstens glaubt er es. Doch vielleicht wäre es noch möglich . . . Miretta, Du bist beherzt . . . Du sollst auf die Place-Royale, in die Gegend der Straße des-Tournelles gehen, wohin ich den Grafen bestellt hatte. Dort siehst Du Dich um und wenn Du den Grafen noch finden solltest, überzeugst Du Dich, ob er noch lebt. In diesem Falle klopfst Du an den ersten besten Laden und bittest, daß man Dir helfen soll, den Grafen in sein Hôtel in der Straße Bretonvilliers zu tragen. Hier hast Du Gold . . . sey nicht sparsam damit, denn für Gold findet man immer Leute, welche zu jeder Dienstleistung bereit sind. Geh, Miretta, Du kannst jetzt ausgehen, wann Du willst, man hat das vollste Vertrauen zu Dir . . . Suche Leodgard und

verlaß' ihn nicht eher wieder, als bis Du ihn den Händen eines Arztes übergeben hast. Dann aber kehre sogleich zu mir zurück . . . ich werde die Minuten zählen.«

Miretta schien an dem ihr ertheilten Auftrage sehr wenig gelegen zu seyn; da sie aber ihrer Gebieterin in jeder Beziehung treu ergeben war, murrte sie nicht gegen den erhaltenen Befehl und beeilte sich, denselben auszuführen. Ueberdies regte sich jedesmal, wenn sie des Abends ausging, eine geheime Hoffnung in ihr, die ihren Muth aufrecht erhalten haben würde, wenn er ihr hätte sinken wollen.

Miretta suchte den Grafen natürlich vergebens auf der Place-Royale, denn wir wissen, daß er nicht mehr dort lag. Eine große Blutlache, in der ihr Fuß ausglitt, bewies jedoch dem jungen Mädchen, daß sie die Stelle, wo der Kampf vor sich gegangen war, gefunden hatte. Da sie nirgends Licht bemerkte und keine Aussicht hatte, mitten in der Nacht Erkundigungen einzuziehen, kehrte sie ins Hôtel Santoval zurück, aber nur langsam, auf das leiseste Geräusch horchend und jedesmal stehen bleibend, wenn sie Schritte zu hören glaubte. Der Auftrag, den ihre Gebieterin ihr gegeben, war darüber bald völlig vergessen.

Valentine erwartete inzwischen mit Ungeduld die Zurückkunft ihres Kammermädchens. Miretta kam endlich und brachte ihr die Nachricht, daß sie den Grafen von Marvejols nicht mehr auf der Place-Royale gefunden habe.

»Mitleidige Menschen haben ihn wahrscheinlich aufgehoben,« sagte Valentine, »und ihn, wenn er noch hat sprechen können, in seine Wohnung getragen. »Morgen früh, Miretta, gehst Du in die Straße Bretonvilliers ins Hôtel des Grafen und erkundigst Dich ob er dahin zurückgebracht wor-

den ist und wie er sich befindet. Aber sogleich mit Tagesanbruch mußt Du gehen, hörst Du?«

»Wie Ihr befehlet, Frau Marquise.«

Am folgenden Morgen, als der Tag kaum zu grauen begann, verließ Miretta in der That das Hôtel, um den Befehl ihrer Gebieterin auszuführen. In der Straße Bretonvilliers aber hatte sich der Graf seit dem vorigen Abend nicht sehen lassen und Niemand wußte, wo er sich befand.

Die Erfolglosigkeit der Erkundigungen, welche Valentine durch ihr Kammermädchen hatte einziehen lassen, vermehrte noch die Angst und Unruhe.

»Aber der Leichnam des Unglücklichen hat doch nicht verschwinden können, ohne daß der Vorfall Aufsehen gemacht hätte?« rief die Marquise. »Sein Gegner hat ihn auf der Place-Royale für todt zurückgelassen und er muß also dort aufgehoben worden seyn. Geh' noch einmal hin, Miretta, und bleib' den ganzen Tag dort, wenn es seyn muß; aber komme nicht ohne Nachrichten von Leodgard zurück.«

Miretta befolgte pünktlich diesen neuen Befehl ihrer Gebieterin und brachte einen großen Theil des Tages auf der Place-Royale zu, ohne etwas erfahren zu können; als sie sich aber wieder zur Heimkehr anschickte, begegnete ihr Ambroisine, die sie sehr lange nicht besucht hatte, der sie aber noch immer eine aufrichtige Dankbarkeit bewahrte.

Die beiden jungen Mädchen sprachen einander freundlich an und die Tochter des Baders sagte zu Miretta:

»Wo steckt Ihr denn jetzt? man sieht Euch ja gar nicht mehr?«

»Ich bin noch immer im Dienste des Fräuleins Valentine, welche Marquise von Santoval geworden ist; und Ihr?«

»Ich bringe fast den ganzen Tag bei meiner Freundin Bathilde zu, welche Gräfin von Marvejols geworden ist.«

»Ach ja, ganz recht, ich habe von dieser Vermälung gehört . . .«

»Es ist eine merkwürdige Geschichte, die ich Euch aber jetzt nicht erzählen kann, denn ich habe sehr wenig Zeit. Denkt Euch nur, gestern Abend habe ich mit dem Sire von Jarnonville den Grafen Leodgard dort unter den Arcaden in seinem Blute schwimmend gefunden und er ist in das Hôtel seiner Gemalin getragen worden, weil dieses am nächsten war. Sein Zustand ist sehr bedenklich, doch nicht hoffnungslos, es ist wenigstens möglich, daß er davon kommt. Aber nun lebt wohl . . . ich muß eilen, daß ich zu Bathilden komme.«

Miretta wußte nun Alles was sie zu wissen wünschte und sie unterrichtete unverweilt ihre Gebieterin davon.

Valentine gerieth förmlich in Wuth, als sie erfuhr, daß Leodgard sich im Hause seiner Gattin befand; endlich sank sie erschöpft in einen Stuhl und rief aus:

»Bei seiner Gattin! bei ihr ist er! . . . dies ist also das ganze Resultat meiner Rachepläne, daß ich ihn wieder mit dieser Bathilde vereinigt, vielleicht eine Aussöhnung zwischen ihnen angebahnt habe! . . . Nein, das soll nicht seyn . . . ich werde das Glück dieser Frau zerstören! . . . O, jetzt würde es mir weit weniger schmerzlich seyn, wenn Leodgard an seiner Wunde stürbe!«

Die Wünsche der Marquise gingen jedoch nicht in Erfüllung; wir wissen bereits, daß der Graf an dem Degenstiche, den er vom Marquis von Santoval bekommen, nicht gestorben war.

Da Valentine nun Leodgards Aufenthalt kannte, wurde es ihr nicht schwer, weitere Erkundigungen über ihn

einzuziehen, und sie schickte Miretta fast täglich nach dem Hôtel Marvejols, um entweder durch die Dienerschaft oder durch die Nachbarn etwas zu erfahren.

Auf diese Weise erfuhr sie denn auch, daß Leodgard sich auf dem Wege der Genesung befand und daß er bald wieder werde ausgehen können. Sie erwartete diesen Augenblick mit Ungeduld; aber Tag auf Tag verging, und noch immer verließ der Graf das Hôtel Marvejols nicht.

»Es scheint ihm vortrefflich bei seiner Frau zu gefallen!« dachte Valentine, welche nicht im entferntesten ahnte, daß eigentlich nur sein Kind ihn bei Bathilden zurückhielt. »Das darf nicht länger so fortgehen ... wenn ich noch wartete, wäre es dann vielleicht nicht mehr möglich, ihn dieser neuen Existenz zu entreißen.«

Sie ließ Miretta zu sich kommen und sagte zu ihr:

»Ich weiß, daß Leodgard jetzt von seiner Wunde völlig genesen ist, und dennoch bleibt er bei dieser Bathilde ... Aber eine innere Stimme sagt mir, daß ich noch Gewalt über ihn habe und daß ein Wort von mir hinreichen wird, um ihn zu mir zurückzuführen.«

»Wie, Madame, Ihr wollt ...«

»Still, Miretta, Du hast keine Ahnung davon was in meinem Innern vorgeht. Ich habe jetzt nur noch den einen Gedanken, Leodgard ganz zu besitzen und den Marquis von Santoval zu verlassen, dessen bloßer Anblick mir schon zuwider ist. Sage mir nichts, versuche es nicht, meinen Entschluß zu bekämpfen, denn er steht unwiderruflich fest. Würdest Du für deinen Giovanni nicht Alles gewagt und jeder Gefahr getrotzt haben? würdest Du nicht der ganzen Welt den Gehorsam verweigert haben, um nur ihm zu gehorchen?«

»Ach ja, gnädige Frau, für Giovanni würde ich dies

Alles gethan haben, und ich bin noch immer bereit es zu thun.«

»Dann wirst Du Dich auch nicht darüber wundern, daß Du bei einer andern Frau ein eben so mächtiges Gefühl findest, wie das deinige ist.«

»Aber einen Zweikampf zwischen Giovanni und einem Andern hätte ich nie veranlassen können!«

»Wie kannst Du wissen, thörichtes Kind, was Du gethan haben würdest, wenn Du gesehen hättest, daß dein Geliebter Dich um einer Nebenbuhlerin willen verließ! ... Doch genug von der Vergangenheit. Um das Geschehene wieder gut zu machen, will ich einen Brief an Leogard schreiben, der ihm persönlich übergeben werden soll. Du darfst jedoch diesen Brief nicht besorgen, da jene Baderstochter, die intime Freundin der edlen Gräfin, Dich kennt. Sie könnte denselben in Empfang nehmen, ihre Freundin benachrichtigen, und man könnte so errathen, von wem das Schreiben kommt.«

»Allerdings, Frau Marquise, denn ich habe ihr gesagt, daß ich noch bei Euch bin, und wenn der Herr Graf erzählt haben sollte, daß er sich mit eurem Gemal geschlagen, würde man vielleicht glauben, daß ein neuer Zweikampf im Werke sey, und man würde dann euren Brief dem Herrn Grafen nicht zukommen lassen.«

»Deshalb will ich Dir auch die Besorgung nicht übertragen. Der kleine Advocatenschreiber Bahuchet wird sich wohl bereit finden lassen, den Auftrag zu übernehmen. Geh' zu ihm, Miretta, und bestelle ihn an irgend einen entlegenen Ort, wohin ich mich dann begeben werde, denn hierher wird er nicht wieder kommen, da er mit Stockschlägen aus dem Hause geworfen worden ist. Seit jenem Zweikampfe

ist Herr von Santoval gottlob nicht mehr eifersüchtig, er läßt mir jetzt völlige Freiheit. Also geh' zu Bahuchet und versprich ihm Gold, viel Gold . . . ich weiß daß man nur damit etwas von ihm erlangt.«

Miretta begab sich sogleich in die Expedition Meister Bourdinard's. Als sie aber das unsaubere und räucherige Gemach betrat, in welchem sich Bahuchet und sein Freund gewöhnlich aufhielten, fand sie zu ihrem Erstaunen neue Gesichter an der Stelle der frühern.

»Was wünschet Ihr, schönes Kind?« fragte sie ein bejahrter Mann mit pergamentähnlicher Haut, als er sah, daß das junge Mädchen sich verwundert im Zimmer umblickte.

»Ich möchte mit Herrn Bahuchet sprechen . . .«

»Der ist nicht mehr hier.«

»Er ist also ausgegangen? . . . wann wird er zurückkommen, wenn ich fragen darf?«

»Er wird Gott sey Dank gar nicht wiederkommen; ich sage Euch ja, daß er nicht mehr hier ist, was so viel heißt, daß Meister Bourdinard ihn fortgeschickt hat. Und wahrlich, er hat es mit vollem Rechte verdient.«

»Aber er hatte einen Freund . . . einen Collegen . . . den ich auch nicht mehr hier sehe . . .«

»Ganz recht, seinen Freund Plumard meint Ihr . . . das ist auch ein schöner Patron, Bahuchet's würdiges Seitenstück. Die beiden Herren stritten und schlugen sich den ganzen Tag, und am Abend versöhnten sie sich wieder, um gemeinschaftlich allerhand schlechte Streiche zu verüben. Seitdem ein Klient unseres Principals, der Chevalier von Passedix, ihm die Geschichte eines orangegelben Anzuges erzählt hat, den die beiden Schurken ihm verkauft, sind Meister Bourdinard die Augen aufgegangen, und er hat seine

beiden sauberen Schreiber, Plumard und Bahuchet, aus dem Hause geworfen.«

»So habt wenigstens die Güte, mir die Adresse des Herrn Bahuchet anzugeben, damit ich weiß wo ich ihn finde, denn ich muß mit ihm sprechen.«

»Seine Adresse wollt Ihr wissen, mein Kind? . . . solche Menschen wie Bahuchet und Consorten haben gar keine Adresse, sie treiben sich beständig in den Wirthshäusern herum, eine andere Wohnung haben sie nicht. Wenn ich Euch jedoch aufrichtig rathen soll, so sucht Ihr ihn nicht dort auf, und sollte er Euch etwa Geld schuldig seyn, dann mögt Ihr nur immer ein Kreuz dahinter machen.«

Mehr konnte Miretta nicht über Bahuchet erfahren, und sie kehrte zu ihrer Gebieterin zurück, um derselben das traurige Resultat ihres Besuchs bei Meister Bourdinard mitzutheilen.

»Also wieder neue Verzögerungen!« flüsterte Valentine mit einem bitteren Lächeln; »es ist wahrhaftig als ob das Schicksal Vergnügen daran fände, mir immer neue Hindernisse zu bereiten und sich meinen Absichten zu widersetzen! . . . Aber nichts soll meine Beharrlichkeit schwächen . . . Miretta, Du mußt diesen Bahuchet ausfindig machen, und es wird Dir auch ohne große Mühe gelingen, denn er kann gar keinen Grund haben, sich zu verbergen, um so weniger als er sich nach einer neuen Stelle umsehen muß. Suche ihn in der ganzen Stadt, verkleide Dich, wenn es seyn muß, und frage in den Wirthshäusern nach, welche Bahuchet zu besuchen pflegt. Wer weiß, ob Du bei diesen Nachforschungen nicht einen Andern findest, der Dich persönlich interessirt!«

Miretta machte eine Bewegung mit dem Kopf, um anzudeuten, daß sie keine Hoffnung mehr habe, traf aber unverweilt ihre Anstalten, um den Befehlen der Marquise nachzukommen.

VII.

Der apfelgrüne Ritter.

Es war eilf Uhr Vormittags. Das Wetter war trocken und kalt, ein scharfer Wind blies aus Norden, und wer durch Geschäfte gezwungen wurde auszugehen, beschleunigte seine Schritte, um so bald als möglich in die warme Stube zurück zu kommen.

Trotz dieser rauhen Temperatur, welche zu Ende des Monats December nicht mehr selten ist, gingen zwei junge Männer langsam und ohne daß die Kälte den mindesten Eindruck auf sie zu machen schien, über den Pont-Neuf. Sie sahen sich beständig nach allen Seiten um, blieben vor dem geringfügigsten Gegenstande stehen, betrachteten neugierig selbst die vorüberlaufenden Hunde und schlenderten mit einem Worte dahin wie echte Tagediebe, die nicht wissen wie sie die Zeit tödten sollen. Ihr Anzug war indessen nicht von der Art, daß derselbe sie gegen die Kälte hätte schützen können. Ihre Beinkleider, welche durch langen Gebrauch abgenutzt waren, zeigten hier und da einige mit Zeugstücken von anderer Farbe ausgebesserte Oeffnungen, an den ziemlich langen Jacken, die sie anstatt der Wämser trugen, fehlten mehre Knöpfe und sie waren an den Ellbogen durchgescheuert, und die kleinen Baretts endlich, welche ihre Kopfbedeckung bildeten, hatten gar keine bestimmte Form mehr.

In diesen beiden Müßiggängern und Pflastertretern wird man schon die beiden Schreiber erkannt haben, welche Meister Bourdinard fortgeschickt hatte.

»Weißt Du wohl, Bahuchet, daß es diesen Morgen verteufelt kalt ist?« sagte Plumard zu seinem Freunde.

»Ja, das merke ich und ich fühle die Kälte so gut wie Du, am Kopf ausgenommen; weil ich Haare habe, die ihn schützen, während Du keine hast! Du wirst dein Pflaster gewiß jetzt vermissen und bereuen, daß Du es abgelegt hast, denn es war immer besser als nichts.«

»Fängst Du schon wieder mit deinen schlechten Witzen an, Bahuchet? . . . ich sage Dir vorher, daß ich nicht Lust habe, sie mir noch länger gefallen zu lassen!«

»Nun wir wollen uns nicht streiten, lieber Freund, davon werden wir nicht satt, und ein Frühstück muß jetzt unsere Hauptsorge seyn. Mein Magen ist entsetzlich hohl, und so lange man nüchtern ist, kann man sich nicht erwärmen.«

»Nein, im Gegentheil.«

»Wolltest Du nicht einmal zu deinem Oheim, dem Trödler gehen? er könnte Dir immer einen Mantel für den Winter schenken, Du bist ja doch immer sein Neffe, und wenn er sich dazu bewegen läßt, suchst Du Dir einen recht weiten aus, damit wir uns zwei daraus machen lassen können.«

»Ich war diesen Morgen schon bei ihm, während Du noch in dem Wirthshause schliefst, wo wir die Nacht zugebracht haben, aber er hat mich so übel empfangen, daß ich keine Lust verspüre, noch einmal zu ihm zu gehen. Er nannte mich einen Taugenichts, einen Spitzbuben, einen Hallun-

ken, Alles noch wegen des gelben Anzuges, den wir verkauft haben. Das vergißt er mir sobald nicht!«

»Wie kann man nur wegen einigen alten Kleidern so viel Spectakel machen! . . . Das sind schöne Oheime, die ihre Neffen erfrieren lassen!«

»Millionen Messer und Gabeln! ich habe Hunger!«

»Der Teufel hole den verdammten Advocaten, der uns auf die Straße geworfen hat!«

»Und wer ist eigentlich daran Schuld? kein Anderer als dieser schurkische Gascogner, weil er ihm die Geschichte von dem gelben Anzuge erzählt hat!«

»Und alle Advocaten sind mit Schreibern versehen . . . es ist keine Aussicht bei einem unterzukommen.«

»Wenn wir nur eine andere Anstellung finden könnten.«

»Ja, mir wäre es gleich, ich würde jede Stelle annehmen, die sich darböte.«

»Wenn es nun die eines Koches wäre?«

»Mordieu, so würde ich sie auch annehmen und Koch werden! Kennst Du in diesem Augenblicke ein verführerischeres Amt für uns, als vor einem warmen Bratofen zu stehen und den Duft verschiedener Pfannen und Tiegel einzuathmen, aus denen man sich natürlich immer das beste Stück nimmt?«

»Ja, ich gebe zu, daß dies viel angenehmer seyn mag als bei dieser Kälte auf dem Pont-Neuf umher zu streichen. Da es aber nicht wahrscheinlich ist, daß wir auch nur eine Anstellung als Küchenjungen finden, so wird uns wohl, wenn wir nicht verhungern wollen, nichts Anderes übrig bleiben, als daß wir uns von einem Sergeanten des Königs anwerben lassen und uns entschließen, dem Vaterlande zu dienen.«

»Was sagst Du, Plumard? uns anwerben lassen, Soldaten werden, die Muskete tragen? . . . Nein, bei allen Teufeln, dazu bin ich nicht geschaffen! und sollte ich Zeit meines Lebens trockene Brotrinden essen und Wasser trinken müssen, meine Freiheit gebe ich nicht auf!«

»Ereifre Dich nur nicht, mein guter Bahuchet, Dich nehmen sie gewiß nicht. Selbst wenn Dich einmal die Lust anwandeln sollte, Soldat zu werden, sie würden Dich gar nicht brauchen können, denn Du bist viel zu klein dazu.«

Bahuchet biß sich auf die Lippen und antwortete dann, sich in die Brust werfend, in spöttischem Tone:

»Wenn man kleine Leute nicht brauchen kann, wird man auch von Kahlköpfen nichts wissen wollen.«

»Du irrst Dich, mein Guter; da ein Soldat weder beim Exerciren noch im Felde in bloßem Kopfe geht, so braucht er keine Haare zu haben.«

»Das ist nicht wahr, denn die Soldaten sind frisirt und müssen einen Zopf tragen.«

»Am Hinterkopfe habe ich Haare genug, um mir einen Zopf drehen zu lassen, wenn es nöthig wäre.«

»Das würde ein schöner Zopf werden!«

»Jedenfalls würde er mir eben so gut stehen wie Dir kleinem Knirps der Säbel!«

»Plumard, hast Du wirklich Lust, Püffe zu bekommen?«

»Nein, aber austheilen möcht' ich welche, das würde mich erwärmen.«

»Nun ich danke dafür, ich mag keine haben. Sieh, lieber Freund, ich glaube, daß nur der Hunger uns die Galle aufrührt und rauflustig macht. Das Sprichwort hat

Recht: Wenn kein Heu in der Krippe ist, schlagen sich die Esel.«

»Du vergleichst uns also mit den Eseln?«

»Dieses Sprichwort gilt eben so gut den Menschen, wie den Thieren. Aber da wir einmal von den Thieren sprechen . . . sieh doch den kleinen Hund, der dort vorbei trabt, wie glatt und fett er ist!«

»Wandelt Dich etwa die Lust an, Hundefleisch zu essen?«

»Wenn man nichts Anderes hat, ist es immer besser als nichts. Du hast die Idee Soldat zu werden und mußt daher wissen, daß die Soldaten in einer blockirten und belagerten Festung alles Mögliche, Hunde, Katzen und Ratten verzehren. Ein alter Unteroffizier hat mir sogar versichert, daß er einmal während einer Belagerung ausgestopfte Vögel gegessen habe, die schon seit mehren Jahren in ihren Glaskästen standen.«

»Das muß ein delicater Braten gewesen seyn! . . . Aber der kleine Hund ist eben dort stehen geblieben . . . wenn wir ihn an uns locken und mitnehmen könnten, würden wir ihn vielleicht verkaufen und uns für das Geld etwas zu essen verschaffen können.«

»Du hast Recht . . . komm, wir wollen's versuchen. Bleib' Du ein wenig zurück, ich will vorausgehen, und so nehmen wir den Köter in die Mitte.«

Die beiden ehemaligen Schreiber beschleunigten ihre Schritte und eilten dem Punkte zu, wo der bewußte Hund stehen geblieben war, um etwas zu beschnüffeln.

Schon war Bahuchet zu ihm hingegangen und bemühte sich, ihn durch freundliche Worte an sich zu locken; in dem Augenblicke aber als er ihn anfassen wollte, fühlte er eine schwere

und rauhe Hand an seiner Schulter und eine tiefe Baßstimme rief ihm zu:

»Greift meinen Hund nicht an, wenn ich bitten darf, er hat Euch nichts gethan.«

»Verzeiht, lieber Herr,« entgegnete Bahuchet, indem er sich vor dem Besitzer des Hundes, einem Handwerksmanne von herkulischer Gestalt und eben so rauhen Gesichtszügen als Händen, bis zur Erde verbeugte, »es war durchaus nicht meine Absicht, dem hübschen Thiere etwas zu Leide zu thun, aber es ist so glatt und wohl genährt, daß ich dem Verlangen, es zu streicheln, nicht widerstehen konnte.«

»Schon gut, schon gut, wir kennen das! Ihr streichelt und liebkost unsern Hunden, und ehe man sich dessen versieht, habt Ihr sie unter dem Mantel und nehmt sie mit fort. Der Pont-Neuf wimmelt beständig von einer Menge solcher Gauner und Spitzbuben.«

»Herr, Ihr beleidigt mich. Sehe ich etwa aus wie ein Spitzbube? . . . Uebrigens hätte ich euern Hund gar nicht unter dem Mantel mitnehmen können, da ich keinen habe.«

»Wozu habt Ihr dann nöthig, ihn anzufassen? . . . Ihr seht mir gar nicht so aus als ob Ihr viel zu beißen hättet! Laßt Euch die Aermel flicken, das ist viel nothwendiger, als die Hunde auf der Straße zu streicheln.«

Der Eigenthümer des Hundes entfernte sich mit diesem und Bahuchet kehrte wie ein begossener Pudel zu seinem Freunde Plümard zurück, der es für rathsam gehalten hatte, in gemessener Entfernung zuzusehen.

»Hast Du den Lümmel, den Grobian gehört? . . .

wenn ich nicht an mich gehalten hätte, würde ich ihn ins Gesicht geschlagen haben.«

»Du hast sehr klug und weise daran gethan, daß Du Dich nicht mit ihm eingelassen hast, denn er würde Dich zu Brei geschlagen haben. Es war ein mißlungener Versuch, weiter nichts.«

»Ja, und wir müssen nun sehen, daß wir etwas Anderes finden. Hu, wie mich friert!«

»Brr! wie mich hungert!«

Die beiden Freunde setzten hierauf ihren Spazirgang fort und durchforschten mit lüsternen Blicken alle Winkel des Pont-Neuf. Plötzlich blieb Bahuchet mit einem Ausruf der Freude stehen und sagte:

»Er ist es . . . wahrhaftig, er ist es!«

»Wer denn? siehst Du einen andern Hund?«

»Ich sehe Einen, der uns ein Frühstück und vielleicht noch mehr geben wird, wenn wir keine Gänse sind.«

»Wer ist es denn?«

»Dort, die lange Hopfenstange in dem apfelgrünen Anzug . . . erkennst Du den Patron nicht?«

»Ja, wahrhaftig, es ist unser reicher Erbe, der Chevalier von Passedix; er hat jedoch, wie es scheint, die Farbe gewechselt.«

»Komm, Plumard, unterstütze mich, stimme mir in Allem bei, und Fortuna wird uns aufs neue lächeln.«

Der kleine Bahuchet machte doppelt so lange Schritte als bisher, sein Begleiter ebenfalls, und so hatten sie bald den Chevalier erreicht, der auf dem Pont-Neuf einher stolzirte und sich beständig umsah, ob die vorübergehenden Frauen und Mädchen seine Haltung und seinen Anzug be-

wunderten, während er auf das niedere Volk mit einer Protectormiene herabblickte, welche ungefähr bedeutete:

»Fort hier! ich bin reich und brauche Platz, viel Platz!«

Unser Gascogner war in der That sehr wohlhabend zu nennen, denn sechstausend Livres jährlicher Einkünfte waren damals eben so viel als gegenwärtig fünfzehntausend. Da nun Passedix nicht spielte, so wußte er nicht wie er sein Geld durchbringen sollte, denn die Frauen mochten nicht viel mit ihm zu thun haben, und überdies war seine Liebe zu Miretta noch immer nicht erloschen, was ihn verhinderte, sich in eine andere Schöne zu verlieben.

Somit konnte er sein Geld nur in Tafelfreuden verschwenden; trotz seines gesegneten Appetits aber wurden seine Einkünfte dadurch nicht völlig absorbirt, um so weniger als sein Magen in Folge der ihm zugemutheten Anstrengungen schon anfing, sich minder willig zu zeigen und von Zeit zu Zeit ein wenig Ruhe zu verlangen.

Passedix war daher nicht sehr erstaunt, als er zwei Individuen vor sich stehen bleiben sah, die sich bis zur Erde verbeugten und in dieser ehrerbietigen Stellung verharrten, wodurch er gezwungen wurde ebenfalls stehen zu bleiben.

»Was gibt's? was wollt Ihr, meine Bürschchen?« fragte der Chevalier, indem er sich das Kinn strich und eine Hand in die Seite stemmte.

»Herr Chevalier von Passedix, wir bitten Euch um die Erlaubniß, Euch unsere Huldigung darzubringen . . . wir fühlen uns beglückt, daß wir die Ehre haben können. Erkennt uns der Herr Chevalier nicht?«

»Sandis! wie soll ich Euch erkennen, da Ihr mir nur

den Rücken zeiget? Erhebet Euch, wenn Ihr wollt, daß ich eure Gesichter sehen soll!«

Bahuchet und Plumard richteten sich auf und Letzterer entschloß sich das Haupt zu entblößen.

»Ah, Cadedis! jetzt erkenne ich Euch . . . das ist der kleine Kahlkopf! Ihr seyd die beiden Schelme, die mir den orangegelben Anzug verkauft haben, den Ihr dem Tröbler entwendet!«

»Es war mein Oheim, Herr Chevalier . . . ein Erzlump, der mir den Anzug geschenkt hatte und mich nachher beschuldigte, ihn gestohlen zu haben.«

»Nun, gleichviel, ich habe die Geschichte schon so ziemlich vergessen. Aber Ihr scheint Euch Beide in einer jämmerlichen Lage zu befinden.«

»Ach ja, Herr Chevalier, dies ist leider wahr. Meister Bourdinard hat uns fortgeschickt, unter dem Vorwande, daß wir zu viel äßen, und wir haben noch keine andere Stelle wieder.«

»Der Dummkopf! ich wollte ich könnte zu viel essen, aber seit einiger Zeit läßt mein Appetit nach, mein Magen wird launenhaft wie ein Weib.«

»Wir suchen eine Anstellung, Herr Chevalier, und während wir vorhin über den Pont-Neuf schlenderten und überlegten, wie wir eine solche finden sollten, bemerkten wir einige Damen, von denen die eine zu ihrer Begleiterin sagte: — Ah, welch ein schöner Mann dort in dem apfelgrünen Anzuge! Seht nur diesen graziösen Gang, und mit welchem Anstande er sein elegantes Costume trägt! — Wir sahen uns um, wen die Damen wohl meinen möchten, und als wir Euch erkannten, Herr Chevalier, wunderten wir uns nicht mehr über die Aeußerungen dieser Damen.«

Passedir' ganzes Gesicht strahlte von Vergnügen. Er legte die Hand auf Bahuchet's Schulter und fragte:

»Haben sie das wirklich gesagt?«

»Ganz gewiß, Herr Chevalier, nicht wahr, Plumard?«

»Es ist die reinste Wahrheit. Die eine von den Damen, die jüngste, blieb sogar stehen und sprach leise: — Wir wollen ihm nachgehen; — aber ihre älteren Begleiterinnen zogen sie mit sich fort, indem sie ihr entgegneten: — Nein, nein, Du siehst ja, daß dieser Cavalier nichts von uns wissen will . . . komm, sey nicht thöricht.«

Diesmal streichelte Passedir den kahlen Scheitel des zweiten Schreibers und rief aus:

»Ah, Capedebious! Die junge Dame wollte mir also nachgehen?... Ihr seyd ein paar prächtige Bürschchen . . . dieser kahle Scheitel gefällt mir, er erinnert mich an den holländischen Käse, den ich sehr gern esse. Apropos, bei dem Käse fällt mir ein, meine jungen Freunde... habt Ihr schon gefrühstückt oder zu Mittag gegessen?«

»Nein, Herr Chevalier, wir sind seit gestern Mittag nüchtern...«

»Und haben einen Höllenappetit.«

»Warum sagtet Ihr das nicht gleich? Kommt mit mir, am Eingange der Straße Saint-Jacques ist ein Wirthshaus, wo es vortrefflichen Wein gibt... Ihr werdet es mir wieder sagen.«

»Mit dem größten Vergnügen, Herr Chevalier... Aber was für einen schönen Mantel und welch' ein prächtiges Wams Ihr wieder habt!«

»Und diese Beinkleider! wie elegant das Alles aussieht!«

»Diese Farbe kleidet Euch ganz besonders gut... seht, da bleibt eben wieder eine schöne Dame stehen, um Euch zu bewundern!«

»Sandis! daran bin ich gewöhnt. Kommt, meine Freunde, und bedeckt Euch, ich erlaube es. Parbleu! ich will Euch anständig tractiren!«

Die beiden gewesenen Schreiber gingen neben dem Gascogner her, wie zwei gemeine Soldaten an der Seite eines Marschalls gehen würden. Bald hatten sie das Weinhaus an der Ecke der Straße Saint=Jacques erreicht. Passedix war dort bekannt, und da er seit einiger Zeit ein sehr guter Kunde war, bediente man ihn mit großer Aufmerksamkeit. Der Chevalier wählte einen passenden Tisch, ließ drei Couverts auflegen und nahm zwischen seinen beiden Gästen Platz, indem er sagte:

»Es thut mir nur leid, daß ich Euch zusehen muß; ich habe schon zweimal gefrühstückt und bin noch nicht im Stande zu Mittag zu essen. Früher wäre mir dies ein Leichtes gewesen, aber jetzt... auf Ehre, es ist ein Jammer! wenn man reich wird, sollte man auch einen gesegneteren Appetit bekommen. Aber nein, es ist gerade das Gegentheil der Fall. Als ich keinen Sou hatte, aß ich viermal so viel als jetzt, wenn auch allerdings nicht jeden Tag. Doch man kann wenigstens zu jeder Zeit trinken, und das ist immer etwas.«

Bahuchet und Plumard ließen es sich so wohl schmecken, daß das Bedauern des Chevaliers über den Verlust seines Appetits noch vermehrt wurde. Die aufgetragenen Speisen verschwanden mit zauberhafter Geschwindigkeit; kaum war ein Teller gefüllt, so war er auch schon wieder

leer, kurz, die beiden Freunde aßen mit einer solchen Gier, daß sie das Trinken darüber vergaßen.

»Bravo, Sandioux! so gefallt Ihr mir!« rief Passedir; »das nenne ich essen! ganz so wie ich früher in diesem Fache arbeitete. Ich möchte fast behaupten, daß ich in eurer Gesellschaft meinen früheren Appetit wieder finden würde.«

»Darauf soll es uns nicht ankommen, Herr Chevalier, wir sind ganz zu euren Diensten, und es gäbe ein sehr einfaches Mittel, damit Ihr uns immer bei der Hand hättet.«

»Worin besteht dieses Mittel?«

»Attachirt uns an eure hohe Person, Herr Chevalier. So viel ich weiß, habt Ihr noch keinen Leibknappen, und den braucht Ihr, denn ein Ritter eures Ranges kann einen solchen eigentlich gar nicht entbehren. Gebt mir dieses Amt und ich werde mich, so wahr ich Plumard heiße, der Ehre würdig zu machen suchen.«

»Die Idee ist wirklich so übel nicht... ja, ein Leibknappe wäre ganz nach meinem Sinne... ich würde ihn in meine Farbe kleiden.«

»Und ich, Herr Ritter,« sagte Bahuchet, »erbiete mich, euer Page zu werden, denn ein Leibknappe genügt nicht, Ihr müßt auch einen Pagen haben, der eure Liebesbriefe und galanten Aufträge besorgt, welche bei Euch gewiß sehr oft vorkommen.«

»O, allerdings, sehr häufig... doch nicht so oft, als Ihr vielleicht glaubt, denn... seht, ich will Euch mein Herz aufschließen, Euch zu meinen Vertrauten machen.«

»Dies ist zu viel Ehre für uns, Herr Chevalier.«

»So erfahrt denn, daß ich auf dem Grunde meines Herzens eine Leidenschaft nähre, die ich schon hundertmal dar-

aus verbannen wollte; aber nicht möglich! sie erwacht immer wieder, um mich Tag und Nacht zu quälen!«

»Ihr liebt wohl, Herr Chevalier?«

»Ja wohl, und wie! ich liebe, daß mir darüber der Schlaf und der Appetit vergeht, denn es ist sehr wahrscheinlich, daß diese verwünschte Liebe mir im Magen liegt und meiner Verdauung schadet.«

»Solltet Ihr es mit einer Grausamen zu thun haben, Herr Chevalier?... Das ist doch kaum denkbar.«

»Ja, Du hast Recht, Plumard; ich sollte auch meinen, daß dem Herrn Chevalier so leicht keine Schöne widerstehen könnte!«

»Ja, allerdings, meine Freunde, es ist in der That ein außergewöhnlicher Fall, Ihr würdet Euch wundern, wenn Ihr die Geschichte meiner Liebe kenntet. Ich habe es mit einer wahren kleinen Teufelin zu thun, der ich nicht habhaft werden kann, die mir unter den Händen entschlüpft, die mich flieht, die plötzlich wieder verschwindet, wenn ich sie einmal zu haben glaube!«

»Wer auch eure Geliebte seyn mag, Herr Chevalier,« sagte Bahuchet, »wenn Ihr mich zum Pagen annehmt, mache ich mich anheischig, Euch binnen kurzer Zeit den Sieg über eure Schöne zu verschaffen.«

»Ich bürge ebenfalls dafür, wenn ich der Leibknappe des Herrn Chevalier von Passedix werde,« setzte Plumard hinzu; »Ihr werdet sehen, welche unschätzbaren Dienste wir Euch in euren Herzensangelegenheiten leisten können.«

»Topp! es bleibt dabei, ich nehme Euch in meinen Dienst. Dies wird mein Page, dies mein Leibknappe.«

»Es lebe der Herr Chevalier!«

»Einen Gehalt bestimme ich Euch nicht, Ihr könnt nehmen so viel Ihr wollt.«

»Dies genügt uns.«

»Habt Ihr noch Appetit?«

»Den haben wir stets!«

»Ihr seyd ein paar prächtige Burschen! Kellner! noch eine feine Schüssel zum Beschluß! ein Hasenfricassé! . . . Bis es kommt, wollen wir trinken, ich erlaube Euch sogar mit mir anzustoßen, denn ich weiß, daß Ihr wohlerzogene junge Leute seyd. Deshalb werde ich Euch auch an meiner Tafel speisen lassen, wenn wir allein sind.«

»Und wir werden Euch Appetit machen, Herr Chevalier!«

»Das will ich hoffen.«

Die Becher wurden gefüllt, man stieß an und trank. Bald brachte der Kellner das noch bestellte Gericht; in dem Augenblicke aber, als er es vor die Gäste auf den Tisch stellen wollte, erhob Plumard noch einmal sein Glas, stieß dabei mit dem Ellbogen an die Schüssel, welche der Kellner noch in der Hand hielt, und der ganze Inhalt derselben flog dem Chevalier ins Gesicht.

Der unglückliche Passedix war fast vom Kopf bis zu den Füßen mit Hasenfricassé begossen und sein Wams wie sein Beinkleid waren total verdorben. Er fluchte wie ein Besessener und wollte den Kellner durchprügeln; der Kellner aber rief, daß er nicht dafür könne, und Plumard schrie noch lauter, damit man nicht auf die Idee kommen sollte, daß er daran Schuld sey. Bahuchet blieb allein ruhig und ergriff das Wort, als die Anderen sich müde geschrieen hatten.

»Ein kleiner Unfall,« sagte er, »der sich aber nicht ändern läßt, und da er eben nicht zu ändern ist, dächte ich es wäre besser, Herr Chevalier, wenn Ihr dafür sorgtet,

ihn wieder gut zu machen, anstatt daß Ihr in Zorn gerathet, wodurch die Sache nicht besser wird.«

»Sandiour, da ist eben viel wieder gut zu machen! mein Wams und mein Beinkleid sind ganz voller Flecke, ein so prächtiger Anzug! . . . in dem kann ich mich nie wieder sehen lassen. Es ist nur ein Glück, daß ich meinen Mantel abgelegt hatte, sonst würde er wahrscheinlich auch seine Portion Fricassé bekommen haben.«

»Ich wiederhole Euch, Herr Chevalier, daß das Unglück nicht so groß ist als Ihr denkt. Ich kenne in der Straße Saint-Denis einen Fleckausbringer, der in der ganzen Stadt berühmt ist, und der euren Anzug vollständig wieder reinigen wird, ohne daß es Euch viel kostet.«

»Cadedis, was frage ich nach dem Preise! das Geld ist bei mir das Wenigste, aber wenn mein Wams und meine Beinkleider gereinigt werden sollen, muß ich sie ausziehen, und ich kann doch nicht im Hemd und Mantel gehen.«

»Ich habe noch eine andere Idee, Herr Chevalier,« sagte Plumard. »Wie wär's, wenn wir zu einem Bader gingen? . . . Ihr habt nicht mit uns gegessen und könnt daher ein Bad nehmen, und während Ihr im Bade seyd, trage ich mit Bahuchet eure Kleider zu dem Fleckenreiniger.«

»Der Gedanke ist nicht übel . . . ja, ich habe gerade in diesem Augenblicke Lust, ein Bad zu nehmen.«

»Die Badstuben Meister Hugonnet's sind in dieser Straße, zu ihm wollen wir gehen, Herr Chevalier, es ist nicht weit.«

»Ich soll also doch mit dieser Sauce auf den Kleidern gehen? das ist unangenehm!«

»Ihr nehmt den Mantel um, Herr Chevalier, und ich

und Plumard halten uns dicht an Euch . . . so wird Niemand etwas sehen.«

»Nun gut, so wollen wir gehen, denn ich möchte baldmöglichst die Brühe los seyn!«

Passedir bezahlte die Zeche und entfernte sich dann mit seinen beiden Leibdienern.

VIII.

Ein Bad.

Als der Chevalier mit Bahuchet und Plumard bei Meister Hugonnet ankam, rief er diesem sogleich zu:

»Rasch, ein Bad für mich, und während ich im Wasser bin, soll mein Page hier die Kleider zu dem Fleckenreiniger tragen.«

Hugonnet führte den Gascogner in die Badstuben, und auf dem Wege dahin sagte Letzterer zu ihm:

»Ich sehe ja deine Tochter nicht, die schöne Ambroisine?«

»Sie ist jetzt nur selten hier, Herr Chevalier, da sie einen großen Theil des Tages bei der Frau Gräfin von Marvejols zubringt, die für meine Tochter noch immer die aufrichtigste Freundschaft hegt, obgleich sie eine reiche und vornehme Dame geworden ist.«

»Ja, ja, ich weiß, ich kenne die Geschichte der interessanten Bathilde.«

»Uebrigens wenn meine Tochter auch hier wäre, Herr Chevalier, würdet Ihr hoffentlich nicht erwarten, daß sie Euch im Bade bedient.«

»Wer spricht denn davon! ich weiß recht gut, daß die

schöne Baderin eben so tugendhaft als liebenswürdig ist. Laßt mein Bad ziemlich heiß machen . . . mein Page und mein Leibknappe sollen mir beim Auskleiden helfen.«

In einem Augenblicke hatten die beiden gewesenen Schreiber ihren neuen Herrn entkleidet und dieser ging ins Bad, ohne die Grimassen zu bemerken, welche die beiden jungen Leute machen mußten, um beim Anblick des gelben klapperdürren Körpers unseres Gascogners nicht in ein lautes Gelächter auszubrechen. Bahuchet packte hierauf das Wams und das Beinkleid zusammen, nahm das Packet unter den Arm und entfernte sich, um es zu dem Fleckenreiniger zu tragen.

»Wünschet Ihr, Herr Chevalier, daß euer Leibknappe bei Euch bleibt, während Ihr im Bade seyd?« fragte Plumard, als sein Camerad fort war.

»Ich sehe die Nothwendigkeit nicht ein, mein Sohn, Du kannst so lange draußen auf der Straße auf und ab gehen, aber bleib' in der Nähe, damit ich Dich rufen lassen kann, wenn ich deiner Dienste bedürfen sollte.«

»Ich werde mich an der Thür des Ladens aufhalten, wo ich den Ruf eurer Glocke selbst hören kann.«

Plumard verließ das Cabinet, in welchem sich Passedir badete, und ging in den Laden zu Meister Hugonnet, der an diesem Tage die Abwesenheit seiner Tochter benutzt hatte, um mit einigen Nachbarn zu zechen, und der daher ganz in der geeigneten Stimmung war, zu schwatzen und noch mehr zu trinken.

So verging eine halbe Stunde, während welcher der Gascogner an Miretta, an seinen Reichthum und an das Aufsehen dachte, das er mit einem Leibknappen und einem Pagen machen würde. Nachdem er aber genügsam darüber

nachgesonnen hatte, begann ihm die Zeit lang zu werden. Er zog daher an einer Glocke, worauf der Badediener erschien, der erst seit kurzem bei Meister Hugonnet war und sich mit seinem Amte noch nicht recht vertraut gemacht hatte.

»Habt Ihr geschellt, gnädiger Herr?«

»Allerdings.«

»Wünschet Ihr etwas?«

»Wahrscheinlich, Dummkopf, sonst würde ich nicht geschellt haben. Dich aber wünsche ich nicht, denn Du scheinst mir noch ein ziemlicher Tölpel zu seyn. Geh' und schicke meinen Leibknappen her.«

Der Badediener begab sich in den Laden, wo Meister Hugonnet mit Plumard und einigen Nachbarn beim Weine saß.

»Wer ist von Euch der Leibknappe des abscheulichen mageren Cavaliers, der sich oben badet?« fragte der Diener.

Niemand antwortete, denn die kleine Gesellschaft war zu sehr mit Trinken und Lachen beschäftigt, als daß sie auf diese Frage hätte achten sollen. Als der Badediener sah, daß er keine Antwort erhielt, setzte er sich ruhig auf einen Stuhl und sagte zu sich selbst:

»Der Leibknappe scheint nicht darunter zu seyn . . . ich kann nicht dafür, wenn er fortgegangen ist.«

Nachdem Passedix seinen Leibknappen ungefähr fünf Minuten vergebens erwartet hatte, entschloß er sich noch einmal zu schellen, denn das Gesicht des Badedieners war ihm so einfältig vorgekommen, daß er überzeugt war, derselbe habe ihn gar nicht verstanden.

Dieser saß im Laden und hörte die Glocke recht gut, rührte sich aber nicht von der Stelle, sondern dachte nur bei sich:

»Das ist gewiß wieder das lange Gerippe . . . ja, es kann Niemand anders seyn, denn es ist in diesem Augenblicke keine Badstube weiter besetzt. Doch es lohnt nicht die Mühe, daß ich zu ihm gehe, da er seinen Leibknappen und nicht mich braucht. Aber weiß ich denn, wo sein Leibknappe ist? wahrscheinlich war es der kleine Knirps, der vorhin mit einem Packet unterm Arme fortgegangen und nicht zurückgekommen ist.«

Es verstrichen wieder einige Minuten, dann ertönte die Glocke von neuem und zwar heftiger als die beiden ersten Male.

Der Badediener wiegte sich ganz gleichgiltig auf seinem Stuhle, es schien sogar, als ob ihm das Geklingel Spaß machte.

Bald jedoch wurde die Glocke in eine ununterbrochene heftige Bewegung gesetzt, und als die Trinker einmal einen Augenblick schwiegen, um ihre Gläser zu leeren, hörte Meister Hugonnet endlich das wüthende Schellen seines Badegastes.

»Es schellt Jemand!« rief er aus. »Sapperment, hörst Du denn nicht, Johann? . . . geh doch hinauf und sieh nach.«

»O, ich höre es sehr gut, und schon lange, Herr Bader, aber es ist nicht der Mühe werth, daß ich hinauf gehe, ich bin schon einmal oben gewesen.«

»Aber jetzt ruft der Herr sogar . . .«

»Ja, ja, schon recht, er ruft seinen Leibknappen, mich braucht er nicht.«

»Seinen Leibknappen?« rief Plumard, indem er erschrocken sein Glas auf den Tisch stellte. »Warum habt Ihr das nicht gesagt? ich bin ja sein Leibknappe.«

»Ich habe es Euch auch gesagt, aber Ihr habt mir nicht geantwortet.«

»Teufel, da wird es Schelte geben! . . . Ich muß eilen, denn er reißt an der Glocke wie ein Besessener!«

Plumard trat in Passedix' Badestube und fand seinen Herrn in einer nicht zu beschreibenden Wuth.

»Ihr habt geschellt, Herr Chevalier?«

»Ob ich geschellt habe, Galgenstrick? Du fragst noch? schon seit einer Stunde habe ich nicht augehört zu schellen!«

»Mir dürft Ihr die Schuld nicht geben, daß ich Euch habe warten lassen, Herr Chevalier, sondern dem einfältigen Badediener, der mir nichts gesagt hat. Ich habe es so eben erst erfahren, daß Ihr nach mir verlangtet . . . ich bin untröstlich, mein theurer Gebieter!«

»Sobald ich aus dem Bade komme, werde ich den Schurken durchprügeln, daß er an mich denken soll.«

»Daran werdet Ihr sehr wohl thun, Herr Chevalier.«

»Sag, Knappe, hast Du meinen Pagen noch nicht zurück kommen sehen?«

»Nein, gnädiger Herr, noch nicht.«

»Ich dächte er bliebe sehr lange aus. Ich bin nun schon fast eine Stunde im Wasser und habe nun genug.«

»Wenn Ihr heraussteigen wollt . . .«

»Heraussteigen? . . . was soll ich denn anziehen?

ich habe weder Beinkleid noch Wams und kann doch nicht in Hemd und Mantel nach Hause gehen?«

»Es ist wahr . . . wenn Ihr es wünschet, will ich einmal nachsehen, ob Bahuchet noch nicht kommt.«

»Nicht doch, Cadedis! ich habe keine Lust, wieder eine Stunde zu schellen, bis es Dir gefällig ist zu erscheinen. Sandioux! das Wasser wird kalt! mein Page fragt den Teufel darnach, ob ich mich hier erkälte!«

»Die Flecke gehen vielleicht schwer heraus . . .«

»So wird's wohl seyn. Aber ich fange an zu frieren, ich werde mir das Fieber holen! . . . Sage dem Badediener, daß er mir warmes Wasser bringen soll.«

Damals gab es noch keine Badeanstalten, in denen man Hähne zu seiner Verfügung hatte, um nach Belieben kaltes oder heißes Wasser zufließen zu lassen, sondern der Badediener brachte das verlangte Wasser in einem Eimer.

Plumard entfernte sich, um den Auftrag seines Gebieters auszuführen.

»Das Feuer ist ausgegangen und wir haben kein warmes Wasser mehr,« sagte der Badediener zu ihm. »Euer gelbes Knochengerippe ist übrigens schon eine gute Stunde im Bade, und ich dächte es könnte nun genug haben. Es würde auch zu lange dauern, wenn ich noch einmal Feuer anzünden wollte.«

»Das scheint hier eine schöne Wirthschaft zu seyn!« dachte Plumard; »man sieht es, daß Meister Hugonnet beim Weine sitzt und daß seine Tochter nicht zu Haus ist.«

So sprechend kehrte er zu seinem Herrn zurück, den schon der Fieberfrost zu schütteln begann.

»Ich muß Euch zu meinem großen Bedauern mel-

den, Herr Chevalier, daß kein heißes Wasser mehr vorräthig ist.«

»Wie? kein heißes Wasser mehr? Cadedis! will man mich zum Besten haben?«

»Nein, mein edler Gebieter, aber der Badediener hat das Feuer unter dem Wasserkessel ausgehen lassen, und Meister Hugonnet ist so mit Schwatzen und Zechen beschäftigt, daß es nicht möglich ist, ihn zum Aufstehen zu bewegen.«

»O schöne Ambroisine! man sieht wohl, daß Du den ganzen Tag bei einer Gräfin zubringst! . . . Es soll mir nicht wieder einfallen mich hier zu baden . . . und dieser Schurke von einem Pagen kommt immer noch nicht! . . . Ich kann indessen nicht den ganzen Tag im Wasser bleiben, ich würde ja ganz zerweicht werden!«

»Wenn der Herr Chevalier es befehlen, will ich zu einem Kleiderhändler in der Nähe gehen und ein Wams und ein paar Beinkleider kaufen.«

»Du hast Recht, das hätten wir längst thun können. Nimm meine Börse, die ich zum Glück nicht in der Tasche des Beinkleides gelassen habe, und kaufe mir das Nöthige, nur schnell!«

»Ja, Herr Chevalier.«

»Wähle jedenfalls eine helle Farbe, diese kleidet mich besser. An den Preis kehre Dich nicht, aber beeile Dich, denn ich habe schon eine Gänsehaut! . . . Hast Du meine Börse?«

»Ja wohl, Herr Chevalier, ich eile zu dem Kleiderhändler.«

Plumard verließ die Badstube und während er durch den Laden ging, rief er dem Badediener zu:

»Wir brauchen dein warmes Wasser nicht, mein Herr wird aus dem Bade steigen.«

»So,« erwiederte der Badediener, und als er den Leibknappen fortgehen sah, dachte er bei sich: »Der Lange oben scheint ihn nicht mehr zu brauchen, und da er aus dem Bade steigen will, kann ich immer das Wasser aus der Wanne lassen.«

Hierauf ging er in ein Cabinet, welches unter den Badstuben für Männer lag, drückte auf eine Feder, welche mit der Klappe am Boden der Wanne des Chevaliers in Verbindung stand, und ließ das Wasser abfließen.

Meister Hugonnet, der seine fünf Sinne nicht mehr beisammen hatte, ließ sich von seinen Freunden mit in ein beliebtes Weinhaus ziehen, um sich dort vollends zu betrinken.

Passedir saß unbeweglich in seiner Badwanne, denn er wußte, daß das Wasser eher kälter wird, wenn man es bewegt, das seinige war bereits so kalt, daß er am ganzen Körper blau zu werden begann; er zählte die Minuten und sagte zu sich selbst:

»Capedebious! ich will hoffen, daß mein Leibknappe sich mehr dazu hält als mein Page. Ich hätte übrigens ihm die Wahl der Farbe überlassen sollen, denn er wird nun wahrscheinlich etwas recht Schönes aussuchen wollen und wird sich damit aufhalten. Aber Teufel, was ist das? ich habe ja kein Wasser mehr auf den Schultern . . . es ist als ob es abnähme . . . Himmel! es ist wirklich kein Traum . . . die Wanne wird immer leerer . . . das Wasser geht mir kaum noch bis an die Brust! . . . das fehlte mir nur noch! Aber welcher Hallunke mag sich unterstanden haben, das Wasser abzulassen? es kann kein anderer seyn als dieser

verdammte Badediener. Bei Rolande! das soll er mir theuer bezahlen! . . . In einem Augenblicke werde ich auf dem Trocknen sitzen, und ganz nackt! es ist entsetzlich! der Teufel hole meinen Leibknappen und meinen Pagen! . . . Das Bad werde ich so bald nicht vergessen!«

Passedix ergriff die Glockenschnur wieder und zog so heftig daran, daß sie zerriß. Glücklicherweise aber hatte der Badediener die Glocke gehört, und da er wußte, daß der Leibknappe sich entfernt hatte, entschloß er sich hinauf zu gehen, indem er sagte:

»Diesmal scheint der Herr mich zu wünschen, da er seine Leute fortgeschickt hat . . . Er wird gewiß sein Bad bezahlen und mir ein Trinkgeld geben wollen.«

Als er die Thür des Cabinets öffnete, blieb er ganz bestürzt auf der Schwelle stehen, denn der Chevalier saß noch nackt in der Badewanne, in der kein Tropfen Wasser mehr war, und hielt ihm mit wüthenden Blicken drohend die Faust entgegen.

»Wie, mein Herr, Ihr nehmt ein trocknes Bad?« fragte der erstaunte Badediener.

»Ein trocknes Bad, Schurke? und warum sitze ich hier trocken in der Wanne? weil Du Esel wahrscheinlich das Wasser abgelassen hast!«

»Nun ja, euer Leibknappe rief mir beim Fortgehen zu: Mein Herr wird jetzt aus dem Bade steigen, — und da dachte ich bei mir, daß ich immer das Wasser abfließen lassen könnte.«

»Ha, verdammter Schuft! wenn ich mir ein Nervenfieber zuziehe, sollst Du es mir theuer bezahlen! ich bin ganz erstarrt von der Kälte!«

»Aber warum bleibt Ihr denn in der Wanne sitzen, anstatt Euch anzukleiden?«

»Ich soll mich ankleiden! . . . sie scheinen sich Alle verschworen zu haben, um mich rasend zu machen! . . . Mein Page kommt nicht wieder, und mein Leibknappe eben so wenig! eine vortreffliche Bedienung! ich möchte wissen wozu ich die Schurken eigentlich in meinen Dienst genommen habe. Doch ich muß einen Entschluß fassen. Gib mir mein Hemd und meine Unterhosen, Esel, während ich sie anziehe, wird der verwünschte Glatzkopf hoffentlich zurückkommen, oder wenigstens mein Page Bahuchet.«

Als Plumard den Laden Meister Hugonnet's verließ, wog er die Börse seines neuen Herrn in der Hand, und da sie ziemlich schwer war, konnte er dem Verlangeu nicht widerstehen, den Inhalt derselben zu untersuchen. Er blieb daher stehen, setzte sich auf einen Eckstein, und zählte nicht weniger als zweiundzwanzig Goldstücke in die hohle Hand. Dies war eine so bedeutende Summe, wie er in seinem ganzen Leben noch nicht besessen hatte, und der Anblick des Goldes blendete ihn dermaßen, besonders da er bei Meister Hugonnet ziemlich viel getrunken hatte, daß er sich mit der Hand über die Stirn fuhr und zu sich sagte:

»Teufel! so viel kann ich in einem ganzen Jahre nicht verdienen, wenn ich bei diesem dürren Chevalier als Leibknappe bleibe. Ich hätte große Lust, mich mit diesem Gelde zu amüsiren, wozu die Gelegenheit um so günstiger ist, da ich nicht mit Bahuchet zu theilen brauche. Wahrhaftig, ich thue es, und ich will damit beginnen, daß ich auf den Tanzsaal am Pré-aux-Clercs gehe, wo die hübschen Mädchen des ganzen Stadtviertels zusammenkommen. Diesen

Abend kann ich sie anständig tractiren, und ich wette, daß sie sich heute nicht weigern werden, mit mir zu tanzen.«

Mit diesen Worten steckte Plumard die Börse in seinen Gürtel, und begab sich geraden Wegs nach dem Pré-aux-Clercs, ohne weiter an den im Bade zurückgebliebenen Chevalier zu denken.

Bahuchet hatte keine Geldbörse mitgenommen, und daher ein gleiches Verfahren wie sein Freund Plumard nicht einschlagen können; allein ihn hatten wieder andere Gründe verhindert, zu seinem neuen Herrn zurückzukehren.

Nachdem der kleine Mann die beschmutzten Kleidungsstücke dem Fleckenreiniger übergeben, und dieser ihm gesagt hatte, daß die Arbeit eine gute Viertelstunde dauern werde, verließ er den Laden, um so lange in den Straßen umherzuschlendern.

Da fühlte er plötzlich, während er einige Hunde sich beißen saß, einen leichten Schlag auf der Schulter; er sah sich um, und erkannte Miretta, das schöne Kammermädchen der jungen Marquise von Santoval.

»Endlich treffe ich Euch einmal, Herr Bahuchet,« rief Miretta, »ich suche Euch schon seit mehren Tagen in der ganzen Stadt.«

»Ihr suchtet mich, liebenswürdige Brünette?«

»Ja, ich fragte zuerst bei eurem Principale nach Euch . . .«

»Meister Bourdinard hat mich fortgeschickt, weil ich Tintenflecke mit der Feder machte, und weil dadurch zuviel Tinte verloren ging. Was sagt Ihr zu einem solchen schmutzigen Filz? . . . Also Ihr suchtet mich, mein schönes Kind! seyd versichert, wenn ich es gewußt hätte, daß Ihr eures ergebenen Dieners bedurftet . . .«

»Nein, ich selbst nicht, sondern meine Gebieterin, die Frau Marquise. Kommt rasch, wir wollen uns entfernen, es sind zu viele Leute hier.«

»Verzeiht, liebes Kind, aber wenn ich mit Euch ins Hôtel Santoval kommen soll, so bemüht Euch nicht weiter, ich danke dafür! den Empfang, der mir dort zu Theil wurde, als ich Euch das letzte Mal besuchte, vergesse ich so bald nicht; auch entsinne ich mich noch sehr gut, daß die Bedienten, nachdem sie mich zum Hause hinausgeprügelt hatten, mir nachriefen, daß ich jedesmal so empfangen werden würde, wenn ich mich wieder im Hôtel blicken lasse. Ihr werdet es daher begreiflich finden, daß ich mich dieser Gefahr um keinen Preis der Welt noch einmal aussetzen mag. Ich bin gewiß bereit, eurer schönen Herrin zu dienen, aber vor allem ist mir mein Rücken lieb, und ich will nicht wieder geprügelt werden.«

»Ihr sollt auch gar nicht ins Hôtel Santoval kommen, obgleich dort Alles anders geworden ist.«

»Aber wohin führt Ihr mich dann?«

»Wohin Ihr wollt, Ihr könnt selbst den Ort wählen, wo Ihr meine Gebieterin zu erwarten bereit seyd, und wohin sie kommen wird, da sie durchaus mit Euch im Geheimen sprechen und Euch einen Brief an den Grafen von Marvejols zur Besorgung übergeben will. Wenn Ihr die Beförderung dieses Briefes übernehmt, wird sie Euch so viel Gold geben, als Ihr verlangt.«

»So viel Gold als ich verlange? . . . Bei Merkur, schönes Kind, dies verdient Ueberlegung! . . . auch bin ich zu galant, um eine Unterredung mit eurer Gebieterin auszuschlagen, die, wie ich weiß, eben so freigebig als schön ist. Mein neuer Herr muß warten; ich sage ihm, daß die Flecke

nicht herausgehen wollten, oder binde ihm irgend ein anderes Märchen auf. Ich gehe mit Euch.«

»Bestimmet einen Ort, wo Ihr meine Gebieterin erwarten wollt.«

»Der wird sich leicht finden . . . allerdings muß er ziemlich abgelegen und einsam seyn, damit wir durch die Vorübergehenden nicht gestört werden. Halt, ich weiß einen ... in der Straße des Francs-Bourgeois befindet sich ein Platz, wo neue Häuser gebaut werden sollen, und ich kenne dort ein Winkelchen, in dem man ganz ungestört ist. Ueberdies ist es auch nicht weit vom Hôtel der Frau Marquise.«

»So kommt, wir wollen eilen.«

Bahuchet und Miretta beschleunigten ihre Schritte, und da der kleine Schreiber in Paris genau bekannt war, so daß er den Weg möglichst abzukürzen wußte, hatten sie die Straße des Francs-Bourgeois bald erreicht. Bei einem Platze, auf dem schon Holz und Steine zum Bau eines neuen Hauses aufgeschichtet lagen, blieb er stehen und sagte:

»Hier ist die Stelle . . . Ihr seht, daß es kein passenderes Plätzchen geben kann.«

»Es ist gut. Bleibt hier, ich will meine Gebieterin holen.«

»Sie wird mich doch nicht zu lange warten lassen?«

»Ich gebe Euch mein Wort darauf, daß sie vor Ablauf einer halben Stunde hier ist.«

»Das wird mir lieb seyn. Sagt ihr aber, daß sie nicht etwa einen von ihren langen Bedienten mitbringen soll, denn sobald ich von weitem einen kommen sehe, laufe ich davon, und man soll mich gewiß nicht einholen.«

»Glaubt Ihr denn, Herr Bahuchet, daß meine Gebieterin Euch eine Schlinge legen will?«

»Meine schöne Brünette, das glaube ich durchaus nicht, aber wer einmal solche Prügel bekommen hat wie ich, dem kann man es nicht verdenken, wenn er einigermaßen ängstlich ist.«

»Pfui, wie kann ein Mann Furcht haben, am allerwenigsten aber es sagen! ich bin nur ein Mädchen, aber ich habe dieses Gefühl nie gekannt. Bleibt hier, Herr Bahuchet, und fürchtet nichts, Ihr sollt gut belohnt werden.«

Nach diesen Worten entfernte sich Miretta mit der Schnelligkeit eines Rehes und Bahuchet setzte sich auf einen Stein, wo er folgendes Selbstgespräch hielt:

»Dieses Mädchen verdiente wahrhaftig in die neue Mousquetaircompagnie einzutreten, welche eben errichtet worden ist; ich bin fest überzeugt, sie würde furchtlos ins Feuer gehen. Im Grunde kann mir übrigens hier nichts geschehen ... es ist zwar ziemlich einsam, aber dann und wann gehen doch auch Leute vorüber. Die schöne Valentine ist also noch immer in den Grafen Leodgard verliebt ... die Weiber sind merkwürdige Geschöpfe! wenn einmal eine Leidenschaft in ihrem Herzen Wurzel geschlagen hat, so wird durch die größten Hindernisse ihr Appetit nur noch mehr gereizt. Aber was wird mein Chevalier sagen, daß ich nicht wieder komme ...? Nun er mag warten, er wird ja um so reiner, je länger er im Bade bleibt. Uebrigens ist auch Plumard bei ihm, der wird ihm durch lustige Geschichten schon die Zeit vertreiben. Ich soll ja Gold bekommen! Gold, so viel ich haben will! ... Ich weiß wohl, daß dies nur eine Redensart, aber die schöne Marquise ist wirklich freigebig und ... verliebt! einer solchen Frau kommt es auf einige Goldstücke mehr oder weniger nicht an.«

Bahuchet hatte noch keine fünfundzwanzig Minuten auf seinem Posten gestanden, so bemerkte er am Eingange

der Straße zwei weibliche Gestalten, von denen die eine, welche einen Mantel trug und das Gesicht mit einem dichten Schleier verhüllt hatte, sich dann und wann nach allen Seiten umsah. Es war die Marquise mit ihrer vertrauten Dienerin. Ungefähr fünfzig Schritte von Bahuchet blieb Miretta stehen und Valentine kam allein auf den gewesenen Schreiber zu, der sie schon von weitem mit tiefen Bücklingen begrüßte.

»Da bin ich, Herr Bahuchet,« redete die Marquise ihn an; »ich hoffe doch, daß ich Euch nicht lange habe warten lassen?«

»O nein, Madame, ich wußte das vorher.«

»Nun, wir wollen die kostbare Zeit nicht mit nutzlosen Worten vergeuden . . . seyd Ihr bereit, diesen Brief dem Grafen von Marvejols zu überbringen?«

»Sehr gern, Frau Marquise.«

»So nehmt ihn an Euch, und zu gleicher Zeit auch diese Börse, so wie die Versicherung, daß ich Euch noch zweimal so viel gebe, als sie enthält, wenn Ihr mir eine schriftliche Antwort von dem Grafen bringt.«

Bahuchet konnte die Börse, welche Valentine ihm gegeben hatte, kaum in einer Hand halten, einen solchen Umfang hatte sie, und er war geblendet von dem Glanze der durch die Maschen schimmernden Goldstücke. Als aber die Marquise ihm noch zweimal so viel versprach, konnte er seine maßlose Freude nicht unterdrücken und er rief aus:

»Ihr werdet eine Antwort von dem Herrn Grafen bekommen, so wahr ich Bahuchet heiße, und sollte ich sie selbst schreiben! . . . Doch nein, das thue ich nicht, mein Diensteifer führt mich zu weit, ich weiß nicht mehr was ich

rede. Aber noch einmal, gnädige Frau, antworten muß Euch der Graf, verlaßt Euch darauf.«

»Ihr müßt jedoch den Brief auf der Stelle abgeben.«

»Ja wohl, Madame, augenblicklich. Der Chevalier mag unterdessen im Bade zerweichen, mir ist's gleich.«

»Wißt Ihr wo der Graf jetzt wohnt?«

»Doch wohl in seinem Hôtel in der Straße Bretonvilliers?«

»Nein, er bewohnt gegenwärtig das Hôtel Marvejols an der Place-Royale.«

»Gut, ich eile dahin.«

»Halt, noch etwas. Der Graf wohnt mit seiner Gemalin unter einem Dache, allein Ihr werdet einsehen, daß Ihr den Brief nur ihm selbst einhändigen dürft. Daß Ihr ihn also unter keiner Bedingung jemand Anderem übergebt! Ihr verlangt mit dem Grafen unter vier Augen zu sprechen, und er darf meinen Brief nur lesen, wenn er allein ist.«

»Ich verstehe, Frau Marquise, ich verstehe. Tragt keine Sorge, ich sehe ein, daß das strengste Geheimniß beobachtet werden muß. Verlaßt Euch auf meine Klugheit und Umsicht.«

»Und sagt nicht etwa im Hôtel, daß Ihr in meinem Auftrage kommt, sonst würde man Euch nicht zu dem Grafen gelangen lassen.«

»Ich werde mich wohl hüten. Aber verzeiht, Madame, wohin soll ich Euch die Antwort bringen, die mir der Graf ohne allen Zweifel geben wird?«

»Kommt diesen Abend um neun Uhr wieder hierher, Miretta wird Euch erwarten.«

»Und sie wird mir das mitbringen, was Ihr die Güte hattet mir zu versprechen?«

»Ich halte stets mein Wort, Herr Bahuchet.«

»Nun wohl, ich eile nach der Place-Royale.«

»Und diesen Abend um neun Uhr . . .«

»Bin ich wieder hier.«

Die Marquise kehrte zu Miretta zurück und beide entfernten sich wieder mit raschen Schritten, während der kleine Bahuchet die mit Gold gefüllte Börse schmunzelnd in seine Tasche schob und nach der Place-Royale eilte.

Während dies geschah, ging der Chevalier von Passedir, nur mit dem Hemd, den Unterbeinkleidern und den Stolpenstiefeln bekleidet, in seinem Badecabinet auf und ab, stampfte mit dem Fuße und brummte vor sich hin:

»Verdammter Page! Schurke von einem Leibknappen! warum kommen sie nicht zurück? wo mögen sie nur stecken? . . . Cadedis! wenn diese Schufte mich so bedienen, dann werde ich sie wieder fortjagen! . . . Doch wie es scheint werde ich dies gar nicht nöthig haben, da sie nicht zurückkommen! . . . Die nichtswürdigen Hallunken werden mich wohl abermals bestohlen haben. Aber sie sollen Rolande fühlen! wehe ihnen, wenn sie mir je wieder vor die Augen kommen!«

In seiner Wuth ergriff der Gascogner seinen Degen, zog ihn aus der Scheide und drohte allen Gegenständen damit, auf welche sein Blick fiel, wobei sich der Badediener, der in einem Winkel des Cabinets geblieben war, entsetzlich ängstigte. Endlich verlor Passedir die Geduld; zitternd vor Frost trat er zu dem Badediener und sagte zu ihm:

»Vorwärts, Bube! zieh deine Beinkleider aus, und rasch, sonst will ich Dir helfen!«

»Ich soll meine Beinkleider ausziehen? . . . wozu denn?«

»Sandis! damit ich sie anziehen kann! . . . ich kann doch nicht im Hemd bleiben?«

»Aber ich habe keine anderen, Herr Ritter, und wenn Ihr sie anzieht, muß ich im Hemde gehen.«

»Das ist mir gleich. Dich wird der Teufel nicht holen, wenn Du auch ein wenig frierst.«

»Nein, ich gebe meine Beinkleider nicht her.«

»Herunter damit, Schurke, oder ich renne Dir meinen Degen durch den Leib! eben so auch dein elendes Wams!«

Diesen Befehl begleitete der Chevalier mit einem so fürchterlichen Gesicht und hielt dabei die Spitze seines Degens dem Badediener so nahe vor die Brust, daß der arme Teufel in Todesangst sein Wams und sein Beinkleid auszog, welche der Chevalier alsbald anlegte.

»Ich werde zwar in diesen Lumpen abscheulich aussehen,« sagte er dabei, »aber es ist doch immer besser, als wenn ich im Hemd gehen müßte. Uebrigens wird auch mein Mantel Alles so ziemlich bedecken. Flenne nicht, Dummkopf! glaubst Du daß ich deine Sachen behalten will? Sobald ich nach Hause komme und mich umgekleidet habe, bekommst Du sie wieder, und ich kaufe mir dann einen neuen Anzug . . . diesmal einen himmelblauen. Wenn meine Leute zurückkommen, sage ihnen, daß ich sie im Hôtel »zum Eber,« an der Place-aux-Chats erwarte; ich glaube jedoch kaum, daß die Schurken noch kommen werden.«

Nachdem Passedix seine Toilette beendigt hatte, verließ er das Haus des Baders, während er vor sich hin brummte:

»Ich sehe abscheulich aus in diesen Beinkleidern! . . . Wartet nur, Ihr Schurken, dafür sollt Ihr mir büßen!«

IX.

Der kleine Engel.

Leodgard war jetzt vollkommen wieder hergestellt, hatte aber das Hôtel seiner Ahnen noch nicht wieder verlassen. Schon mehr als einmal hatte er den Plan gefaßt, sein Haus in der Straße Bretonvilliers wieder zu beziehen, aber dieser Gedanke war nur in Bianca's Abwesenheit in ihm aufgestiegen, und sobald die Kleine lächelnd zu ihm gehüpft kam und ihm ihre Händchen entgegenstreckte, war jener Vorsatz wieder vergessen. Es waren schöne Stunden, die er in Gesellschaft des holden Kindes zubrachte!

Bianca hielt sich fast den ganzen Tag im Zimmer ihres Vaters auf und Bathilde entbehrte gern das Vergnügen, sie um sich zu sehen, da sie errieth, daß nur das Kind Leodgard im Hôtel Marvejols zurückhielt. Wenn jedoch die Kleine mehre Stunden hintereinander von ihrer Mutter entfernt gewesen war, verlangte sie wieder nach ihr, denn in ihrem kindlichen Herzen wurde die Anhänglichkeit an die Mutter durch die Liebe zu dem Vater nicht vermindert.

Eines Tages, als Bianca auch wieder, nachdem sie länger als gewöhnlich bei Leodgard geblieben war, zu ihrer Mutter zurückkehren wollte, der Graf aber sie zurückhielt, sagte sie plötzlich zu ihm:

»Laß' doch die Mama herkommen, dann werde ich gewiß nicht mehr fortgehen wollen.«

Der Graf antwortete nicht auf diesen einfachen und natürlichen Vorschlag, er begnügte sich damit, seufzend

den Blick zu Boden zu senken. Bald aber hob Bianca wieder an:

»Warum kommt denn nur die Mama nicht mit hierher? wenn ich sie darum bitte, antwortet sie mir immer: Nein, das würde dem Herrn Grafen unangenehm seyn. — Bist Du der Herr Graf?«

»Allerdings,« erwiederte Leodgard lächelnd.

»Nun, willst Du denn die Mama nicht sehen? ist sie unartig gewesen?«

Leodgard wußte nicht was er antworten sollte. Die Kinder wollen immer Alles genau wissen und setzen daher durch ihre Fragen oft die Erwachsenen in Verlegenheit, weil diese nicht mehr so aufrichtig antworten können, als jene fragen.

In diesem Augenblicke aber schlug Bathilde, die sich wegen des ungewöhnlich langen Ausbleibens ihrer Tochter zu ängstigen begann, den Thürvorhang zurück, blieb schüchtern auf der Schwelle stehen und sagte:

»Verzeiht, Herr Graf, wenn ich Euch störe, ohne daß Ihr mich verlangt habt . . . aber da meine Tochter nicht zurückkam, fürchtete ich, sie möchte unwohl geworden seyn.«

Leodgard blickte auf und sah Bathilden an. Es war das erste Mal, seitdem sie seine Gattin geworden, daß er sie aufmerksam betrachtete, und er erstaunte über die vortheilhafte Veränderung, die in ihrer ganzen Person vorgegangen war. Seitdem die junge Baderstochter eine Gräfin geworden, war sie wie umgewandelt. Mit ihrer natürlichen Schönheit verband sich jetzt eine vornehme Eleganz; sie hatte etwas Imponirendes und zu gleicher Zeit etwas Anziehendes in ihrer Erscheinung, und ohne die Macht ihrer

Reize zu ahnen, vermehrte sie dieselbe noch durch ein bezauberndes Lächeln und durch eine sanfte, liebliche Stimme.

Leodgard schien dies Alles so aufzufallen, als ob er seine Gattin noch nie gesehen hätte, und Bathilde, der seit langer Zeit nicht die Freude zu Theil geworden war, von dem Grafen mit theilnehmender Aufmerksamkeit betrachtet zu werden, erröthete wie unter den glühenden Blicken eines Geliebten, was ihr Gatte in der That noch in ihren Augen war. Sie wußte in der That nicht wie sie sich benehmen sollte, aber sie war glücklich, zu glücklich, und sie begann wieder zu hoffen, daß Leodgard sie vielleicht noch lieben könnte.

Bianca sprang vom Schooße ihres Vaters herab und eilte ihrer Mutter mit den Worten entgegen:

»Ich wollte zu Dir kommen, aber Papa wollte mich nicht fortlassen. O, wie freue ich mich, daß Du da bist! nicht wahr, nun kommst Du immer mit mir hierher?«

Bathilde sah ihre Tochter an, ohne zu antworten.

Leodgard aber verbeugte sich vor seiner Gattin und sagte in freundlichem Tone zu ihr:

»Wenn Ihr eure Tochter zu mir begleiten wollt, Madame, werdet Ihr mir jederzeit willkommen seyn.«

»Ihr seyd zu gütig, Herr Graf,« stammelte Bathilde, welche fühlte, daß Thränen ihre Stimme erstickten und die ihrem Gatten am liebsten um den Hals gefallen wäre, was sie aber nicht wagte. Sie nahm ihr Töchterchen hastig bei der Hand und kehrte in ihr Zimmer zurück, wo sie sie an ihr Herz drückte und sie mit Thränen überflutete.

»Du weinst ja, Mama?« rief Bianca.

»Ja, mein süßes Kind, aber diesmal sind es Thränen

der Freude und des Glücks, und dieses Glück verdanke ich abermals Dir!«

Am darauffolgenden Nachmittage gegen vier Uhr trat ein Bedienter bei Leodgard ein, der seine Tochter auf dem Schooße hatte, und sagte ihm, daß ein junger Mann mit ihm sprechen wolle, der ihm etwas Wichtiges mitzutheilen habe.

»Wie heißt dieser junge Mann?« fragte Leodgard.

»Seinen Namen hat er mir nicht nennen wollen, Herr Graf, er sagte, daß er nur mit Euch selbst sprechen wolle.«

»So laß ihn eintreten.«

Wenige Minuten darauf erschien Bahuchet unter tiefen Verbeugungen.

Als der Graf den kleinen Schreiber erkannte, den er früher als Boten benutzt hatte, erschrak er heftig und alle seine Erinnerungen aus der Vergangenheit erwachten in ihm. Er ließ Bianca auf den Boden nieder und sagte zu ihr:

»Geh jetzt zu deiner Mutter, mein Kind ... später kannst Du wieder zu mir kommen.«

»Ja, mein Papa ... Ach! ist das ein häßlicher Mann!«

Mit diesen Worten entfernte sie sich, wobei sie es sorgfältig vermied, Bahuchet zu nahe zu kommen, dessen Anblick sie fast mit Entsetzen zu erfüllen schien.

»Also Du bist es, Unglücksbote?« rief Leodgard, als er sich mit Bahuchet allein befand. »Was willst Du hier? ich habe Dich nicht zu mir beschieden und ich bedarf deiner Dienste nicht. Sprich, was ist dein Begehr?«

»Verzeiht, gnädigster Herr Graf, aber ich komme nur zu Euch, weil mich Jemand dringend darum gebeten hat.«

»Wer?«

»Errathet Ihr es nicht, Herr Graf? . . . die Frau Marquise von Santoval . . .«

»Wie? immer wieder diese Frau? nachdem sie einen Zweikampf zwischen mir und ihrem Gatten herbeigeführt und ein so schändliches Spiel mit mir getrieben hat, wagt sie es dennoch wieder? . . . doch, was will sie, laßt hören . . .«

»Dieser Brief wird es Euch ohne Zweifel sagen, Herr Graf.«

»Ein Brief von ihr? . . . ha, das ist zu arg! . . . Laß sehen, ich bin neugierig, was sie mir zu schreiben hat.«

Leodgard nahm den Brief und Bahuchet zog sich bescheiden ein wenig zurück.

Nachdem der Graf hastig das Siegel erbrochen hatte, las er Folgendes:

»Ihr werdet mir geflucht haben, und ich verdiente dies, denn ich habe in der That ein schändliches Spiel mit Euch getrieben, aber erinnert Euch auch eures Benehmens gegen mich. Ich sollte eure Gattin werden, und Ihr habt mir die Tochter eines Baders vorgezogen. Ich wollte mich dafür rächen, weil ich Euch im Stillen liebte und weil meine Liebe mich die Wunde, die Ihr mir geschlagen, noch schmerzlicher empfinden ließ. Ich habe mich mit dem Marquis von Santoval, den ich nicht liebte, nur vermält, weil ich seinen Charakter kannte und weil ich eines Rächers bedurfte. Aber seit dem Zweikampfe, der Euch fast das Leben gekostet hätte, kann ich den Anblick des Marquis nicht mehr ertragen; ich bin nicht im Stande ferner an der Seite dieses Mannes zu leben, der mir in den Tod zuwider ist. Ihr kennt mein ganzes Verfahren, Leodgard; wäret Ihr an eurer Wunde gestorben, so würde ich mir das Leben genommen haben,

um Euch nicht zu überleben . . . denn ich liebe Euch noch immer. Saget mir, daß Ihr mir verzeihet, saget mir, daß Ihr mich auch aus den Händen des Marquis von Santoval befreien wollt. Ich muß Euch sehen und sprechen . . . darum bitte ich Euch dringend, mir auf morgen einen Ort und eine Stunde zu bestimmen, wäre es auch nur für einige Minuten. Ich rechne auf die Erfüllung meiner Bitte. Valentine.«

Dieser Brief versetzte Leodgard in eine unbeschreibliche Aufregung, und düstere Wolken lagerten sich auf seine Stirn, welche seit einiger Zeit einen Ausdruck heiterer Ruhe angenommen hatte. Er stand auf und ging mit großen Schritten im Zimmer umher; man sah, daß ein heftiger Kampf in seinem Innern stattstand. Er las Valentinens Brief noch einmal, dann versank er in ein tiefes Nachsinnen, aus dem ihn Bahuchet mit seiner süßlichen Stimme weckte, indem er sagte:

»Man hat die Hoffnung gegen mich geäußert, daß der Herr Graf nur eine kurze Antwort geben würde. Ich habe der Dame sogar versprechen müssen, daß ich nicht ohne eine solche zu ihr zurückkehren wollte. Die arme Dame, sie war so bleich, so bewegt, so interessant . . .«

»Du hast sie also gesehen?«

»Ja, Herr Graf, ihre Kammerzofe Miretta suchte mich schon seit geraumer Zeit in der ganzen Stadt, nachdem sie sich vergebens bei dem filzigen Advocaten nach mir erkundigt, der mich und Plumard wegen einer erbärmlichen Lumperei fortgeschickt . . .«

»Wo hast Du die Marquise gesehen?«

»In der Straße des = Francs = Bourgeois, an einem Orte, den ich ihr bezeichnet hatte. O, sie ließ mich nicht lange warten . . . Ihr werdet Euch doch nicht weigern,

Herr Graf, ihr einige Zeilen zu antworten? ... die arme Dame würde sich gewiß ein Leid zufügen, wenn ich ihr nicht ein Briefchen von eurer Hand mitbrächte.«

»Ja, ich will ihr antworten. Sie sagt, daß sie mich liebt! . . . darüber muß ich Gewißheit haben, und wehe ihr, wenn sie mich abermals hintergeht!«

»Ich wage es, dem Herrn Grafen dafür zu stehen ...«

»Schweig' und laß mich schreiben.«

Leodgard setzte sich nieder und warf folgende Zeilen auf das Papier:

»Ihr wollt mit mir sprechen, Frau Marquise, und Ihr sagt, daß Ihr mich liebt! Obwohl ich kaum an diese Liebe glauben kann, die mir fast das Leben gekostet hätte, bin ich doch zu galant und zu tapfer, um die von Euch gewünschte neue Zusammenkunft abzulehnen, selbst wenn ich abermals ein Schwert anstatt eines Lächelns vorfinden sollte. Also morgen Abend um acht Uhr im großen Pré-aux-Clercs.«

Leodgard unterzeichnete dieses Billet mit seinem Namen und übergab es Bahuchet, der, hoch erfreut, eine Antwort erhalten zu haben, sich eiligst entfernte, weil er fürchtete, daß den Grafen die Lust anwandeln könnte, ihm den Brief wieder abzunehmen.

Als der Graf wieder allein war, vertiefte er sich so gänzlich wieder in seine Erinnerungen und seine neuen Pläne, daß er die Gegenwart darüber vergaß und nicht mehr zu wissen schien, wo er sich befand. So hatte er denn auch Bianca nicht eintreten hören, die schon seit einigen Augenblicken vor ihm stand und ganz erstaunt war, daß ihr Vater sie nicht anredete.

»Papa, ich bin hier!« rief das Kind; »siehst Du mich denn nicht?«

Leodgard fuhr fast mit einem Schauder zusammen, als er Bianca's Stimme vernahm; er sah sie an, aber ohne ihr, wie sonst, freundlich zuzulächeln; es war als ob der Anblick seiner Tochter ihn in Verlegenheit setzte. Die kleine Bianca, welche an Liebkosungen gewöhnt war, umarmte ihren Vater, betrachtete ihn dann mit Verwunderung und fragte ihn endlich:

»Warum küssest Du mich denn diesen Abend nicht, Papa? bin ich unartig gewesen?«

»Nein, nein, Bianca, Du bist nicht unartig gewesen . . . ich dachte nur eben an etwas . . .«

»Mama hat mir gesagt, ich sollte Dich fragen, ob Du es erlaubtest, daß sie mich nachher holen dürfe. Ja, willst Du? sie würde sich recht darüber freuen.«

»Nein, nein . . . diesen Abend geht es nicht . . . ein andermal magst Du mit deiner Mutter kommen . . . heute will ich allein seyn.«

Der Graf schellte hierauf einem Diener und sagte zu ihm:

»Führe meine Tochter zu ihrer Mutter.«

»Wie? Du schickst mich schon wieder fort, Papa?« fragte Bianca mit einer verdrießlichen Miene, die sie noch reizender machte; »ich habe Dich ja noch gar nicht küssen können. Ich will noch nicht fortgehen.«

»Bianca, Du mußt mir gehorchen . . . ich will es!«

Diese Worte sprach Leodgard in einem strengen Sinne, so daß dem kleinen Engel, der eine solche Sprache noch nicht gewohnt war, Thränen in die Augen traten. Sie nahm jedoch die Hand des Dieners und schickte sich an, mit

einem wehmüthigen Blicke auf ihren Vater das Zimmer zu verlassen. Dieser Blick traf Leodgard ins Herz; er nahm seine Tochter noch einmal auf den Arm, küßte sie mehre Male mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit und sagte zu ihr:

»Ich komme wieder, mein Kind . . . ja, Du sollst mich bald wiedersehen.«

Als der Diener sich mit Bianca entfernt hatte, kleidete der Graf sich an, schnallte seinen Degen um, nahm Hut und Mantel und verließ sein Zimmer, während er vor sich hin sprach:

»Ich will nicht länger in diesem Hôtel bleiben und in mein Haus in der Straße Bretonvilliers zurückkehren, denn hier wäre ich nicht frei genug und der Anblick dieses Kindes würde mich in meinem Entschluß wankend machen. Die arme liebe Kleine! bei ihr hatte ich meine Ruhe wiedergefunden und meine Gewissensbisse waren fast verstummt! . . . Ach, ich thue vielleicht Unrecht daran, daß ich sie verlasse . . . aber der Brief an Valentine hat meine Sinne in Aufruhr gebracht . . . der Gedanke an ihre Schönheit . . . die Liebe, die sie mir betheuert . . . das Loos ist geworfen! ich muß sie wiedersehen!«

Mit beklommenem Herzen und wie von einer verhängnißvollen Macht getrieben verließ der Graf das Hôtel, indem er es vermied, bei Bathildens Zimmern vorüberzugehen.

X.

Die göttliche Gerechtigkeit.

Am folgenden Abend um acht Uhr betrat der Graf von Marvejols die Promenade, welche der Pré-aux-Clercs genannt wurde. Dies war eine große Wiese, welche durch

einen Canal, der die kleine Seine hieß und das Wasser des Flusses in die Gräben der Abtei Saint-Germain-des-Prés leitete, in zwei Theile getheilt wurde. Auf dem kleinen Pré-aux-Clercs begannen damals schon sich Häuser zu erheben und eben so war es bereits im Werke, auch den großen zu bebauen, wo nach und nach die Straßen des-Petits-Augustins, de-Verneuil, de-l'Université, des-Saints-Pères u. s. w. entstanden.

Allein die damals erst beginnenden Baue ließen noch einen großen Raum für die Spazirgänger frei, und der Pré-aux-Clercs wurde von Duellanten und Liebenden vorzugsweise zum Zusammenkunftsort gewählt, wozu er sich in Folge seiner abgeschiedenen Lage vortrefflich eignete.

Obgleich es völlig dunkel war, bemerkte Leodgard doch schon als er kaum hundert Schritte weit auf dem großen Pré-aux-Clercs gegangen war, eine weibliche Gestalt, welche vor ihm stehen blieb. Valentine war ganz schwarz gekleidet und ihre innere Bewegung, ihre Blässe und das Zittern, das beim Anblick des Grafen ihren ganzen Körper durchbebte, schienen ihre imposante Schönheit noch zu erhöhen.

Ohne ein Wort zu sprechen, reichte sie Leodgard die Hand, welche dieser ergriff und sanft drückte.

»Kommt,« sagte Valentine mit schwankender Stimme, »wir wollen uns auf diese Bank setzen. Miretta hält ganz in der Nähe Wache und wir können daher unbesorgt mit einander sprechen. Ich fürchtete schon, daß Ihr nicht kommen, daß Ihr euern Entschluß geändert haben könntet ... aber Ihr habt es geglaubt, was ich Euch in meinem Briefe schrieb, nicht wahr? ja, Ihr habt es geglaubt, sonst wä-

ret Ihr nicht gekommen. Sagt mir nun, daß Ihr mir vergeben habt!«

Während Valentine diese Worte sprach, richtete sie ihre schönen schwarzen Augen mit einem Ausdruck von Zärtlichkeit und Besorgniß auf Leodgard. Da erwachte die Liebe, welche diese Frau schon einmal in seinem Herzen entzündete, wieder glühender und ungestümer als je; er sank vor ihr auf die Kniee und rief aus:

»Ich soll Euch vergeben! und Ihr saget, daß Ihr mich liebt . . . Ihr gestehet mir, daß nur dieses Gefühl den Wunsch nach Rache in Euch erregt hatte! . . . O, bin ich denn nicht schon zu glücklich, daß ich so von Euch geliebt werde! . . . Hätte ich den Tod gefunden, den ich verdiente, so würde mein Schicksal noch immer beneidenswerth gewesen seyn . . . ich, der dieses Glück zurückgestoßen, habe weit mehr Ursache, Euch um Verzeihung zu bitten!«

»Kommen wir nicht wieder auf die Vergangenheit zurück. Ich habe es Euch gesagt, ich liebe Euch, und kann den Anblick des Marquis von Santoval nicht mehr ertragen. Wenn Ihr meine Liebe theilet, will ich Euch ganz angehören, denn Valentine von Mongarcin wird sich nicht so tief erniedrigen, daß sie einen Mann hintergeht! Sie verläßt diesen Mann für immer und gehört sie einmal Euch an, wird sie eher sterben als zu ihm zurückkehren. Ihr habt es gehört, Leodgard . . . in ein anderes Land, unter einen andern Himmelsstrich sollt Ihr mich führen, gleichviel wohin, wenn ich nur bei Euch bin und den mir verhaßten Mann nicht mehr sehe. Nur für Euch und mit Euch will ich leben . . . bis dahin aber verlangt nichts von mir, denn ich wiederhole es Euch, daß ich nicht wieder zu dem Mar-

quis von Santoval zurückkehre, wenn ich in euren Armen geruht habe.«

Leodgard klopfte das Herz bei dem Gedanken, Valentine zu entführen, denn an ihrer Liebe konnte er nicht mehr zweifeln, da sie bereit war, ihm ihren Ruf, ihre Ehre und ihre hohe gesellschaftliche Stellung zum Opfer zu bringen, und überdies war sie so jung und so bezaubernd schön, das Leben mit ihr verhieß eine solche Fülle von Glück und Seligkeit, daß er nur mit einem Wonneschauer an den Zeitpunkt dachte, wo diese Zukunft des Genusses und der Liebe sich verwirklichen würde.

Ein Gedanke drängte sich jedoch Leodgard auf und kühlte seine Begeisterung ein wenig ab. Ueber die herrlichen Pläne, welche die Phantasie entwirft, vergißt man fast stets den Hauptpunkt, die Grundlage, auf der alles irdische Glück beruht.

Als Valentine diese Wolke auf der Stirn des Grafen entdeckte, rief sie sogleich aus:

»Ich sehe, daß Ihr unschlüssig seyd, daß mein Vorschlag Euch überrascht. Zur Maitresse würdet Ihr mich wohl nehmen, aber Ihr wollt euer Schicksal nicht mit dem meinigen verknüpfen, Ihr wollt nicht, daß ich beständig bei Euch bin und Euch nie mehr verlasse ... Ihr fürchtet Euch eine neue Last aufzubürden und empfindet für mich nur eines jener vorübergehenden Gefühle, die der Besitz bald zerstört. Meine Liebe ist keine solche, Herr Graf! ... Ich sehe wohl, daß wir uns nicht verstehen, und daher wollen wir lieber getrennt bleiben, denn ich verlange eben so viel Liebe, als ich gebe ... sonst will ich gar keine!«

Valentine machte schon eine Bewegung, um sich zu ent-

fernen, Leodgard aber hielt sie zurück und sagte, indem er mit feuriger Zärtlichkeit ihre schönen Hände küßte:

»Ihr beurtheilt mich falsch, Madame . . . ich habe nur noch den einen Gedanken, den einen Wunsch, das eine Ziel, sobald als möglich die schöne Zukunft, die Ihr mir bietet, zu verwirklichen. Ich bedauere nur, daß ich keine Gefahren zu bestehen, keine Nebenbuhler zu bekämpfen habe, um Euch zu erobern, Ihr würdet sehen, daß ich vor nichts zurückschrecke. Der einzige Grund, der eine Verzögerung herbeiführen könnte, wäre nur der, daß ich, bevor wir Frankreich auf einige Zeit verlassen, einige Angelegenheiten ordnen, einige Besitzungen verkaufen muß. Aber seyd versichert, daß ich diese Geschäfte so rasch als möglich erledigen werde.«

»Verzeiht mir, Leodgard, daß ich Euch unrichtig beurtheilt habe, und da Ihr mich liebt, wie ich Euch liebe, da bald Alles zwischen uns gemeinschaftlich seyn wird, so erlaubt mir, daß ich Euch um euer ganzes Vertrauen bitte. Ihr haltet es vielleicht für nöthig, eine bedeutende Summe zu realisiren, um die Bedürfnisse unserer zukünftigen Existenz zu bestreiten; aber macht Euch deshalb keine Sorgen, denn ich bin reich und der Marquis von Santoval hat, Gott sey Dank, keine Gewalt über mein Vermögen. Ich kann viel, sehr viel Geld mitnehmen, und wenn ich keines mehr haben werde, dann können wir eure Hilfsquellen benutzen. Seyd Ihr damit einverstanden?«

»Theure Valentine . . . denn Ihr erlaubt mir doch, daß ich Euch von nun an so nenne? . . . ich bin Euch vom Herzen dankbar für diesen großen Beweis von Liebe, aber ich wiederhole es, ich muß vor unserer Abreise durchaus erst einige wichtige Angelegenheiten ordnen. Daß ich jedoch mein Mög-

lichstes thun werde, um diese Geschäfte bald zu beendigen, brauche ich Euch gewiß nicht erst zu versichern.«

»Nun gut, so sey es denn wie Ihr wünschet, mein Geliebter. Ihr wißt also, daß ich Euch erwarte . . . das heißt nicht eher als bis der Augenblick, den Ihr zu unserer Flucht bestimmen werdet, gekommen ist. Benachrichtigt mich nicht früher als den Abend vorher davon; Miretta wird jeden Nachmittag hierher kommen, Ihr könnt fest darauf rechnen, daß Ihr sie findet. Meiner Abreise steht kein Hinderniß im Wege, der Marquis von Santoval hegt nicht den mindesten eifersüchtigen Verdacht mehr, und obgleich er weiß, daß Ihr nicht an eurer Wunde gestorben seyd, darf ich doch zu jeder Zeit ausgehen, ohne daß er sich darum kümmert. Da man indessen das Schicksal nicht muthwillig herausfordern darf, wollen wir uns jetzt trennen, Leodgard. Ich kehre ins Hôtel Santoval zurück und sehe Euch erst an dem Tage wieder, der uns für immer vereinigen wird.«

»Wie?« sagte Leodgard, indem er Valentinen mit Innigkeit die Hand drückte. »Ihr könnt thun was Euch beliebt, und wollt mich dennoch vor unserer Wiedervereinigung nicht ein einziges Mal in meinem Hôtel in der Straße Bretonvilliers besuchen?«

»Nein, Herr Graf,« antwortete Valentine sanft, aber mit einer gewissen Entschiedenheit. »Ich habe es Euch gesagt, ich will nicht eure Maitresse, sondern nur eure Gattin seyn, und diesen Titel werdet Ihr mir in einem fremden Lande hoffentlich nicht versagen, denn Niemand kann ihn mir dann streitig machen. Lebt wohl, Leodgard, oder vielmehr auf Wiedersehen!«

Nach diesen Worten gab die Marquise ihrem Kammermädchen ein Zeichen, indem sie laut hustete, und als Mi-

retta aus ihrem Verstecke hervorgekommen war, entfernte sie sich mit ihr durch eine Allee des Pré-aux-Clercs.

Leodgard blieb noch lange auf der Bank sitzen, auf der die eben mitgetheilte Unterredung stattgefunden hatte. Er war tief in Gedanken versunken, stieß von Zeit zu Zeit einen schweren Seufzer aus und fuhr sich oft mit der Hand über die Stirn, als ob er eine peinliche Erinnerung verscheuchen wollte. Endlich stand er auf und schlug den Rückweg nach der Straße Bretonvilliers ein, während er zu sich selbst sagte:

»Es muß seyn! . . . ich hoffte diese entehrende Rolle für immer aufgeben zu können, aber es ist unmöglich, denn ich habe fast gar kein Geld mehr und brauche sehr viel. Soll ich fortwährend auf Kosten dieser Frau leben? soll ich ihr gestehen, daß ich mein ganzes Vermögen schon durchgebracht habe? . . . Nein, dies kann ich nicht! das Schicksal will es so, es ist mir bisher immer günstig gewesen, und es wird mir auch ferner günstig seyn.«

Einige Tage nach dieser Scene begann man in Paris wieder von dem berüchtigten Räuber zu sprechen, der sich von neuem gezeigt hatte und sein verderbliches Talent wieder mit der nemlichen Gewandtheit ausübte wie früher. Die Straßen waren wieder des Abends unsicher und daher schon bei guter Zeit verödet; aber der Polizeilieutenant hatte geschworen, daß er diesmal Giovanni einfangen und dem Schrecken, den er in der ganzen Stadt verbreitete, ein Ende machen würde. Zahlreiche Patrouillen der Schaarwache mußten zu dem Ende allnächtlich durch die Straßen ziehen.

Als die Marquise von Santoval eines Abends aus einer glänzenden Gesellschaft heimkehrte, rief sie sogleich Miretta in ihr Zimmer und sagte zu ihr:

»Freue Dich, Kind, auch Du wirst glücklich und mit deinem Geliebten vereinigt werden, vorausgesetzt, daß er sich nicht fangen läßt, denn er wagt in der That sehr viel!«

»Wie, Madame, es ist also wahr? . . .«

»Ja, Giovanni ist wieder in Paris erschienen.«

»Ich hatte schon davon gehört, wollte es aber nicht glauben.«

»Es ist außer allem Zweifel, denn der alte Lieferant Ducantal, der diesen Abend bei Frau von Bérienne war, ist in voriger Nacht von Giovanni angefallen und rein ausgeplündert worden. Wir konnten uns bei seiner Erzählung des Lachens nicht enthalten, denn die Wuth des alten Gecken war unbeschreiblich. Er war gerade aus einem Spielhause gekommen, wo er eine bedeutende Summe gewonnen hatte, und Giovanni hat ihm nicht nur diese, sondern auch seine sämmtlichen Diamanten abgenommen, und er besaß solche von ausgezeichneter Schönheit. Ganz besonders wurde sein Zorn noch dadurch vermehrt, daß zwei baumlange Bedienten, die er bei sich gehabt, anstatt ihn zu vertheidigen, beim Herannahen des Räubers die Flucht ergriffen hatten. Doch gleichviel, rathe deinem Geliebten, sein Handwerk aufzugeben, es wird gewiß noch ein schlechtes Ende für ihn nehmen.«

»Ja, Madame, ich will ihn noch einmal darum bitten, und zwar noch diese Nacht, wenn es möglich ist. O, wie freue ich mich darauf, ihn wiederzusehen! ich hatte schon alle Hoffnung aufgegeben.«

»Aber sey ja vorsichtig, Miretta.«

»O ich fürchte nichts, ich trotze jeder Gefahr, wenn

ich meinen Giovanni wiedersehen kann! Bedürfet Ihr meiner Dienste noch, Frau Marquise?«

»Nein, ich werde Marien rufen ... Du kannst gehen, ich gebe Dir bis morgen Urlaub.«

Kaum war Miretta frei, so warf sie ihren Mantel über und verließ das Hôtel, um auf den Straßen umherzustreifen. Umsonst aber durchwanderte sie lauschend und spähend mehre Stadttheile, sie begegnete nur fremden Männern, denen sie auswich, und so kehrte sie endlich gegen Morgen unverrichteter Sache ins Hôtel Santoval zurück, mit dem Vorsatze, am folgenden Abend ihr Glück wieder zu versuchen.

Die Dienerschaft glaubte natürlich, daß die Kammerzofe ihrer Gebieterin des Nachts ihren Geliebten besuche. Da man aber wußte, daß Miretta bei der Marquise sehr in Gunst stand, begnügte man sich damit, nur leise seine Bemerkungen zu äußern.

Am folgenden Abend ging Miretta abermals aus, war aber diese Nacht nicht glücklicher als in der vorhergehenden. Sie ließ sich jedoch dadurch nicht abschrecken, denn im Laufe des Tages hatte sie in der Gesindestube wieder von einem neuen Anfalle erzählen hören, den man Giovanni zuschrieb.

In der dritten Nacht besuchte Miretta, welche diesmal das Stadtviertel des Arsenals gewählt hatte, auch die Straße Saint-Paul und kam in die Nähe der Straße Saint-Antoine. Ermüdet von ihren wiederholten nächtlichen Wanderungen, begann sie die Hoffnung, ihren Geliebten zu finden, wieder aufzugeben, und warf traurige Blicke umher, als wollte sie die Häuser und die Mauern fragen, ob sie Giovanni nicht gesehen hätten. Da glaubte sie plötzlich Geschrei zu hören. Sie blieb stehen, lauschte aufmerksam und

vernahm jetzt deutlich den Ruf: »Räuber! Diebe!« der aus der Straße Ronaindieres zu kommen schien. Die Nacht war nicht sehr dunkel, und der durch das leichte Gewölk schimmernde Mond erlaubte die Gegenstände in ziemlicher Entfernung zu unterscheiden. Miretta, der das Herz gewaltig klopfte, blieb an der Ecke der beiden Straßen Saint-Paul und Saint-Antoine stehen, und sie glaubte nun die raschen Schritte eines Fliehenden zu vernehmen, worauf sehr bald gleichzeitig mehre Schüsse fielen. Miretta war einer Ohnmacht nahe, denn sie zweifelte nicht, daß diese Schüsse auf Giovanni abgefeuert worden waren. Um nicht auf der Straße niederzusinken, lehnte sie sich an ein Haus; aber die Schritte des Fliehenden kamen näher, und bald lief ein Mann dicht bei ihr vorüber.

»Er ist's! es ist Giovanni!« rief Miretta, welche den auffallenden Anzug ihres Geliebten erkannt hatte. Rasch entschlossen, eilte sie ihm nach, und rief ihm mit gedämpfter Stimme zu:

»Giovanni! Giovanni! fürchte nichts! ich bin es, Miretta! Ich bitte Dich, antworte mir, und wenn Du verfolgt wirst, so sage mir was ich thun soll! . . . Mein Gott, was sehe ich? Du verlierst Blut . . . Du bist verwundet! Um des Himmels willen antworte mir doch!«

Der Mann, den Miretta einzuholen versuchte, war in der That verwundet, eine Kugel hatte ihn in den Rücken getroffen; demungeachtet setzte er seine Flucht fort, bis endlich am Ausgange der Straße auf die Place-Royale der Schmerz ihn zwang, einen Augenblick Halt zu machen. Jetzt holte Miretta ihn ein, und als er sie herankommen sah, wollte er seinen Lauf fortsetzen; sie aber erfaßte ihn am Mantel und sagte zu ihm:

»Giovanni, Giovanni! sprich doch mit mir! sage mir um des Himmels willen . . . Aber großer Gott, das ist ja nicht Giovanni's Gestalt! . . . nein, er ist es nicht! O, Du hoffst vergebens, mir zu entkommen . . . ich muß wissen wer Du bist, denn wenn Du nicht Giovanni bist, so mußt Du ihn umgebracht haben. da Du seine Kleider trägst. Nein, ich lasse Dich nicht los! ermorde mich, wenn Du willst . . . aber kennen lernen muß ich Dich!«

Mit diesen Worten ergriff Miretta den Mann an seinem falschen Barte, riß ihm denselben ab, und durch diese Bewegung fiel ihm zu gleicher Zeit die große Mütze vom Kopfe, welche sein Gesicht größtentheils verbarg. In diesem Augenblicke beleuchtete der durch die Wolken brechende Mond die beiden Personen, und Miretta konnte Leodgards Gesicht deutlich unterscheiden.

Als sie den Grafen erkannte, war sie einen Augenblick starr vor Schrecken; dann stieß sie einen Schrei aus, und entfernte sich entsetzt von ihm, während sie mit bebender Stimme flüsterte:

»Ach, jetzt wird es mir mit einemmal klar, warum ich in der Nähe dieses Mannes immer einen geheimen Schauder empfand!«

Leodgard benutzte die Angst und Bestürzung Miretta's, um sich von ihr loszureißen, und seine Flucht aufs Gerathewohl fortzusetzen. Aber der Blutverlust und der Schmerz, den seine Wunde ihm verursachte, schwächten seine Kräfte; er fühlte, daß es ihm bald nicht mehr möglich seyn würde, sich auf den Füßen zu erhalten, und er glaubte schon in der Ferne die Schritte der ihm nachsetzenden Soldaten zu vernehmen. Er versuchte es nun sich zu orientiren, und

nachdem er sich einen Augenblick nach allen Seiten umgesehen hatte, bemerkte er, daß er gerade vor dem alten Hôtel Marvejols stehen geblieben war. Er klopfte heftig mit dem Thürhammer an, die schwere Thür wurde geöffnet und Leodgard trat ein. Jetzt aber waren seine Kräfte völlig erschöpft, und er fiel besinnungslos auf das Plaster des Hofes nieder.

In dem nemlichen Augenblicke traten die Soldaten der Scharwache unter die Arcade, wo sie Giovanni zu finden erwarteten.

XI.

Eine Anklage.

Die Soldaten, welche den Räuber verfolgten, waren bei Miretta vorübergekommen, und als der Offizier, der die Patrouille commandirte, das junge Mädchen erblickte, deren ganze Haltung Angst und Entsetzen verrieth, blieb er stehen und fragte sie:

»Habt Ihr nicht einen fliehenden Mann gesehen, der einen weiten olivengrünen Mantel und eine große Pelzmütze trug?«

»Hier liegt eine Pelzmütze auf der Erde, Herr Lieutenant,« sagte ein Soldat, »ist das nicht die des Banditen?«

»Ja wohl, das ist sie! so ist sie uns in seinem Signalement beschrieben. Der Räuber ist also hier stehen geblieben, junges Mädchen . . . denn ich bemerke auch Blut hier am Boden, und wir haben ihn also verwundet. Antwortet, habt Ihr ihn gesehen? . . . Ihr seht sehr erschrocken aus . . . sollte Euch der nichtswürdige Giovanni etwa auch angefallen und ausgeplündert haben?«

»Giovanni!« stammelte Miretta, traurig mit dem Kopfe schüttelnd. »Ach! es ist nicht Giovanni! ich ahnte es wohl, daß er ermordet worden sey!«

»Was schwatzt die Dirne? . . . Was erzählt Ihr uns da, Jungfer? habt Ihr den Räuber laufen sehen oder nicht?«

»Ja, ich habe ihn gesehen, aber Giovanni war es nicht! er trug wohl seine Kleider, die er ihm wahrscheinlich abgenommen hat, aber ich habe ihm seinen falschen Bart abgerissen, zu gleicher Zeit fiel seine Mütze vom Kopf und ich erkannte . . .«

»Nun, wen?«

Nachdem Miretta einen Augenblick unschlüssig gezaudert hatte, rief sie endlich aus:

»Warum sollte ich Mitleid haben mit diesem Manne, der meinen Geliebten umgebracht hat? . . . Nein, ich will ihn entlarven, den Bösewicht, damit ihn die wohlverdiente Strafe trifft.«

»Werdet Ihr endlich antworten?« rief der Offizier; »wen habt Ihr erkannt?«

»Ich habe in dem Manne, den Ihr verfolgtet, den Grafen Leodgard von Marvejols erkannt.«

»Den Grafen von Marvejols?« wiederholte der Offizier, indem er seine Soldaten staunend ansah, »einen der vornehmsten Cavaliere des Hofes? . . . Das Mädchen ist verrückt!«

»Ja, ja, sie weiß nicht was sie spricht.«

»Der Schreck hat sie um den Verstand gebracht!«

»Ha, ha, ha! das ist wirklich spaßhaft! der berüchtigte Giovanni soll der Graf von Marvejols seyn! . . . Wir wollen nicht weiter auf die Dirne hören, und unsere Nachforschungen fortsetzen. Laßt uns genau die Blutspur verfol-

gen, sie wird uns am sichersten leiten; auch die Mütze und den falschen Bart wollen wir mitnehmen.«

Die Soldaten entfernten sich. Miretta blickte noch eine Weile scheu umher, dann bedeckte sie das Gesicht mit beiden Händen, brach in einen Thränenstrom aus und rief:

»O Giovanni, Giovanni! Du warst ein großer Sünder, ich weiß es, aber ich hatte Dir verziehen, und ich bin fest überzeugt, daß es meinen Bitten noch gelungen seyn würde, Dich zur Aufgabe deines verbrecherischen Lebenswandels zu bewegen! Ich würde Dich gewiß noch zu guten Gesinnungen zurückgeführt haben, und durch eine aufrichtige Reue hättest Du Dir vielleicht auch die göttliche Verzeihung erworben! Aber Du bist ermordet worden, bevor Du den Zorn des Himmels besänftigen konntest. O, ich werde Dich rächen! ich werde Dich rächen!«

Durch die vergossenen Thränen ein wenig beruhigt, schlug Miretta den Rückweg nach dem Hôtel Santoval ein, das sie mit Tagesanbruch erreichte. Sie versuchte es nicht erst zu schlafen, denn sie wußte, daß es vergebens seyn würde, und harrte ängstlich des Augenblicks, wo ihre Gebieterin sie rufen würde.

Endlich schellte die Marquise und Miretta begab sich zu ihr.

Als Valentine die auffallende Verstörtheit ihres Kammermädchens und den finsteren Ausdruck ihres Blickes bemerkte, rief sie aus:

»Um Gottes willen, Miretta, was ist Dir begegnet? ich lese ein großes Unglück in deinen Zügen! . . . Du hast gewiß Giovanni gesehen, und er ist wahrscheinlich eingefangen, vielleicht gar verwundet . . . Aber so antworte doch; man sollte meinen, Du fürchtest Dich zu sprechen!«

»In der That, Madame . . . ich habe Euch etwas Entsetzliches mitzutheilen! Aber Ihr müßt es dennoch erfahren, Ihr müßt wissen, welchem Unmenschen Ihr eure Liebe geschenkt hattet.«

»Wie, was meinst Du damit? ich verstehe Dich nicht . . . ich spreche von deinem Giovanni . . . was hat Leodgard mit deinem Geliebten gemein?«

»Ihr sollt es erfahren, Frau Marquise. Ich war diese Nacht wieder ausgegangen, in der Hoffnung, den Mann, den ich seit drei Jahren vergebens suche, endlich zu finden. Trotz aller Geschichten von neuen Räubereien Giovanni's, die man seit einigen Tagen erzählte, wollte mein Herz sich nicht mehr der süßen Hoffnung hingeben, die man empfindet, wenn man den Geliebten wiedersehen soll. Ach, es gibt Ahnungen, welche nicht trügen! . . . Als ich das Ende der Straße Saint-Paul erreicht hatte, hörte ich ein Geschrei, auf welches Schüsse folgten, und bald nachher eilte ein Mann im vollen Laufe bei mir vorüber. Ich erkannte die Mütze und den Mantel Giovanni's, und ich lief daher dem Fliehenden nach, rief ihn beim Namen, und bat ihn flehentlich, mir zu antworten; er verlor viel Blut, und am Ausgange auf die Place-Royale, wo er nicht mehr weiter konnte, gelang es mir endlich ihn einzuholen.«

»Und es war Giovanni?«

»Im ersten Augenblicke glaubte ich es noch, Madame, da er aber seine Flucht wieder fortsetzen wollte, und mir noch immer nicht antwortete, betrachtete ich ihn aufmerksam . . . es war weder die Gestalt noch die Haltung meines Giovanni . . . kurz er war es nicht, mein Herz hatte mich nicht getäuscht. Der Mann wollte fliehen, aber ich hielt ihn an seinen Kleidern fest, und es gelang ihm nicht,

sich von mir loszureißen. Ich erfaßte seinen Bart, den ich in der Hand behielt, denn es war ein künstlicher, zu gleicher Zeit verlor er seine Pelzmütze, und ich erkannte nun beim Scheine des Mondes den Grafen Leodgard von Marvejols!«

»Wie? Leodgard? . . . Leodgard?« rief Valentine, indem sie ihr Kammermädchen scharf ansah, um sich zu überzeugen, ob diese nicht wahnsinnig sey. »Miretta! was sagst Du da! Du hast Dich geirrt, es war eine Sinnentäuschung . . . vielleicht eine schwache Aehnlichkeit! Bedenke doch, daß es unmöglich ist, daß der Graf Leodgard sich als Räuber verkleidet hatte! welchen Zweck könnte er dabei gehabt haben!«

»Nun ohne Zweifel den, Giovanni's Rolle zu spielen!«

»O, Miretta, Du redest Unsinn, und ich schäme mich, daß ich Dich nur angehört habe!«

»Ich dachte es wohl, daß Ihr mir nicht glauben würdet, aber bald wird hoffentlich die Wahrheit an den Tag kommen, und dann werdet Ihr wohl erkennen müssen, daß meine Sinne mich nicht getäuscht haben.«

»Wie, was meinst Du damit? solltest Du die Frechheit gehabt haben, diese abscheuliche Lüge schon weiter zu erzählen?«

»Ich lüge nicht, Madame! . . . Als der Graf Leodgard, der mich ebenfalls sehr gut erkannt hatte, verschwunden war, ohne daß ich in meiner Bestürzung daran gedacht, ihn mit dem Blicke zu verfolgen, kamen Soldaten herbei, welche den Räuber suchten, den sie für Giovanni hielten. Aber ich klärte sie über ihren Irrthum auf, und sagte ihnen, wer der Mann sey, den sie verfolgten und den sie verwundet hatten.«

»Du hast Leodgard beschuldigt . . .«

»Ich wiederhole Euch, Madame, daß ich die Wahrheit gesagt habe.«

»Du bist von Sinnen, Miretta! denn wenn Du nur einen Augenblick darüber nachdächtest, würdest Du einsehen, daß Du Dich geirrt hast. Wie kannst Du solche Dinge von einem Manne behaupten, den ich liebe! Es ist empörend! ich sollte Dich auf der Stelle aus meinem Dienste jagen!«

»Die Soldaten sagten mir ebenfalls, ich habe den Verstand verloren, aber es ist mir gleichgiltig, was man von meinen Worten denkt, denn ich weiß, daß sie wahr sind. Ihr befehlet mir, darüber nachzudenken . . . ah! wenn ich noch einen Augenblick an dem was ich diese Nacht gesehen habe, zweifeln könnte, so würde ich in meinen Erinnerungen aus der Vergangenheit neue Beweise für meine Behauptung finden. Erlaubt mir zu sprechen, Frau Marquise, es steht Euch dann immer frei, mich fortzuschicken. Ich weiß nicht, ob Ihr Euch noch eines Mordes entsinnet, der vor ungefähr drei und einem halben Jahre an einem schönen jungen Manne begangen wurde, dessen Leiche man in den gelben Gräben, unweit des Pont-aux-Choux fand. Die Geschichte wurde uns damals von dem kleinen Schreiber Bahuchet erzählt.«

»Ja, ich entsinne mich dessen vollkommen.«

»Von jenem Augenblicke an sah ich Giovanni nicht mehr, und ich bin überzeugt, daß er ermordet und seiner Waffen wie seines Anzugs beraubt worden war. Ich erinnere mich jetzt aller Umstände . . . die Personalbeschreibung des ermordeten jungen Mannes paßte genau auf Giovanni!«

»Und wenn dies nun wäre? in welcher Beziehung kann diese Mordthat zu Leodgard stehen?«

»Hört nur weiter, Frau Marquise. Die Diener der Leute, welche eure Gesellschaften besuchen, sprechen mit eurer Dienerschaft, und da Ihr mir zuweilen die Ehre erzeigtet, Euch von dem Grafen Leodgard mit mir zu unterhalten, wurde ich natürlich aufmerksamer, wenn unter den Dienstleuten die Rede auf diesen Herrn kam. So hörte ich denn damals oft die Aeußerung: — Der Graf von Marvejols ist jetzt ein vortrefflicher Dienstherr, es ist jetzt ganz anders bei ihm als früher, wo er nicht einmal seinen Leibknappen bezahlen konnte, er muß eine Goldgrube entdeckt haben, denn er hat alle seine Schulden bezahlt, und in der Straße Bretonvilliers ein prächtiges Hôtel gemiethet, in welchem er glänzende Feste gibt, kurz er streut das Gold mit vollen Händen aus. — Dies, Madame, habe ich seit der Zeit, daß ich meinen armen Giovanni nicht mehr gesehen, mehr als einmal äußern hören.«

Valentine war blaß geworden und eine düstere Wolke lagerte sich auf ihre Stirne. Sie erhob sich indessen, ging mit großen Schritten im Zimmer auf ab und sprach dabei vor sich hin:

»Nein, nein, es ist nichts als leeres Gerede, einfältiges Bedientengeschwätz, das ich nicht glaube, und wenn man es mir hundertmal versicherte! . . . So etwas dem schönen und edlen Leodgard anzudichten! es ist abscheulich, empörend!«

Dann schien ihr plötzlich ein Gedanke in den Sinn zu kommen, denn sie fragte ihr Kammermädchen:

»Sagtest Du nicht, daß der Mann, den man diese Nacht verfolgte und den Du erkannt zu haben vermeinst, verwundet gewesen sey?«

»Ja, Madame, und zwar nicht leicht, denn er verlor viel Blut.«

»Wo war er verwundet?«

»Im Rücken, so viel ich habe bemerken können, denn er fuhr mehre Male mit der Hand dahin ... Ich glaube euren Gedanken zu errathen, Madame ... wenn Ihr es wünschet, will ich mich erkundigen ...«

»Nein, nein, ich will mich selbst erkundigen und Du gehst nicht aus dem Hause, bis ich zurückkomme, hörst Du?«

»Ich werde gehorchen, Frau Marquise.«

Valentine warf rasch einen Mantel und einen langen Schleier über, begab sich mit eiligen Schritten in die Straße Bretonvilliers, wo sie sich das von Leodgard bewohnte Hôtel zeigen ließ, und klopfte an.

»Ist der Herr Graf von Marvejols anwesend?« fragte sie.

»Nein,« antwortete die Hausmeisterin mit einer tiefen Verbeugung, denn sie bemerkte sogleich die Schönheit und das vornehme Aussehen der Dame.

»Wie? der Herr Graf ist schon ausgegangen?« versetzte Valentine, indem sie sich forschend im Hof umsah.

»Ich habe den Herrn Grafen seit gestern Abend nicht gesehen ... ich weiß es überhaupt nicht immer, wenn er ausgeht.«

»Wie könnt Ihr dann mit Gewißheit behaupten, daß er nicht anwesend ist?«

»Weil diesen Morgen schon andere Leute hier waren, die nach meinem Herrn fragten.«

»So? was denn für Leute?«

»Offiziere waren es, und es mußte ihnen sehr viel daran gelegen seyn, mit dem Herrn Grafen zu sprechen,

denn sie durchsuchten ohne Umstände das ganze Haus, und als sie sich wieder entfernten, sagte Einer von ihnen: — — Er scheint diese Nacht nicht hier geschlafen zu haben.«

Die Marquise hörte diese Mittheilung in heftiger Aufregung an, dankte der Hausmeisterin dafür und kehrte eiligst in ihr Hôtel zurück; sie glaubte zwar noch immer nicht, daß Miretta ihr die Wahrheit gesagt, empfand aber doch schon eine quälende Angst.

Miretta erwartete ihre Gebieterin, die sich beim Eintreten sogleich in einen Lehnstuhl warf, ohne ein Wort zu sprechen; aber ihr blasses und entstelltes Gesicht ließ den Zustand ihres Innern errathen, und Miretta erlaubte sich daher nicht, eine Frage an sie zu richten. Nach Verlauf von einigen Minuten trat plötzlich der Marquis von Santoval in das Gemach.

Er sah freundlicher und heiterer aus als gewöhnlich und rief seiner Gemalin schon an der Thür entgegen:

»Ich bringe Euch eine interessante Nachricht, Madame,, ein Gerücht, das sich eben verbreitet und das unseren gemeinschaftlichen Freund, den Grafen Leodgard von Marvejols betrifft. Ich dachte die Sache müßte Euch auch interessiren, und daher eilte ich zu Euch, um sie Euch zu erzählen.«

»Was ist es denn, Herr Chevalier?«

»Ich muß vorausschicken, daß die Geschichte höchst unwahrscheinlich klingt und daß ich kein Wort davon glaube . . . Virague aber, der sie mir mitgetheilt hat, schien fast zu schwanken.«

»Ich erwarte daß Ihr Euch näher erkläret, Herr Marquis, und sollte Euch Miretta's Anwesenheit abhalten . . .«

»Nein, sie kann hier bleiben, denn sie wird die grauenhafte Geschichte ohnehin bald erzählen hören, da sich dieselbe mit Blitzesschnelle in der ganzen Stadt verbreitet. Denkt Euch, Madame, Virague war diesen Morgen bei dem Polizeilieutenant, als dieser eben seine Rapporte über die vergangene Nacht erhielt, und einer davon war so ungewöhnlicher Art, daß der Polizeilieutenant beim Lesen desselben sich eines Ausrufs der Verwunderung nicht enthalten konnte, worauf er zu Virague sagte: — Ihr errathet gewiß nicht, was diese Nacht geschehen ist! meine Soldaten haben auf den Räuber Giovanni Jagd gemacht, der wieder Jemanden angefallen hatte, und haben Feuer auf ihn gegeben. Einige derselben verfolgten ihn dann und auf der Place-Royale, wo sie seine Spur verloren, fanden sie ein junges Mädchen, das sich sehr geängstigt zu haben schien und welches sie fragten, ob es nicht den Mann gesehen habe, dem sie nachsetzten. Das junge Mädchen antwortete bejahend und einer der Soldaten fand auf der Erde wirklich die abschreckende Pelzmütze, welche Giovanni zu tragen pflegte, sowie einen künstlichen Bart, den er trug, um sich unkenntlich zu machen.«

»Aber diese Details, Herr Marquis . . .«

»Verzeihung, Madame, sie sind von großer Wichtigkeit. Der Polizeilieutenant erzählte weiter: — Das junge Mädchen antwortete also, daß sie den Räuber allerdings gesehen habe, setzte aber hinzu: Ihr irrt Euch übrigens, der Mann, den Ihr verfolget, ist nicht Giovanni, sondern es ist . . . Ihr werdet schön erschrecken, Madame! . . . es ist der Graf Leodgard von Marvejols! — Was sagt Ihr dazu?«

»Die ganze Sache klingt so unsinnig, daß ich mich wundere, wie man sie hat nacherzählen können.«

»Der Meinung bin ich auch. Obgleich ich ein Feind des Grafen bin, lasse ich doch seiner edlen Denkweise und seiner Tapferkeit alle Gerechtigkeit widerfahren . . . es ist der Sprosse einer der ältesten und vornehmsten Familien Frankreichs, welche sich nie gegen die Gesetze der Ehre vergangen hat. Birague konnte sich auch nicht enthalten, geradezu über die Geschichte zu lachen. Der Polizeilieutenant sagte ihm nun, daß er den Offizier rufen lassen wolle, der die Abtheilung der Scharwache commandirt hatte, und erlaubte ihm im Zimmer zu bleiben, im Falle das Verhör ihn interessiren sollte. Birague nahm dieses Anerbieten sehr gern an und der Offizier der Scharwache wurde alsbald eingeführt. Seine Erzählung stimmt mit dem schriftlichen Berichte genau überein, nur setzte er noch hinzu: — Als wir die Mütze und den falschen Bart aufhoben, bemerkten wir Blut am Boden, was uns bewies, daß wir unseren Flüchtling verwundet hatten. — Und was thatet Ihr dann? — fragte der Polizeilieutenant. — Da es heller Mondschein war, verfolgten wir die Blutspur bis auf die Place-Royale, wo sie plötzlich aufhörte, als ob der Verwundete nicht weiter gekonnt hätte. — Ihr habt Euch doch die Stelle genau gemerkt? — Ja, es war gerade an der Thür des Hôtels Marvejols. — Ihr könnt wohl denken, Madame, daß dieser Umstand dem Polizeilieutenant eben so sehr auffiel als Birague. Ersterer fragte hierauf den Offizier der Scharwache noch, ob er das Mädchen nicht in Verhaft genommen habe, und dieser gestand ihm, daß er dies leider unterlassen. — Das ist schlimm genug, sagte der Polizeilieutenant, Ihr

hättet sie sofort festnehmen und auf den nächsten Posten bringen müssen, um sie mir dann vorzuführen. Wenn sich Jemand eine solche Capitalanklage gegen einen der vornehmsten Cavaliere des Hofes erlaubt, so läßt man diese Person nicht ohne weiteres verschwinden. Durch das Mädchen würden wir am besten erfahren, ob überhaupt etwas Wahres an der Sache ist, ob Ihr es vielleicht mit einer Wahnsinnigen zu thun hattet oder ob sie möglicherweise einen besonderen Grund hat, den Grafen zu hassen. Ihr müßt dieses Mädchen durchaus wieder aufsuchen, und ich will wünschen, daß Ihr sie findet! — Meiner Ansicht nach hatte der Polizeilieutenant vollkommen Recht, die Verhaftung jenes Mädchens würde vielleicht neue und höchst interessante Entdeckungen herbeiführen. Meint Ihr nicht auch, liebe Marquise?«

Valentinens Aufmerksamkeit schien seit einigen Augenblicken ausschließlich auf Miretta gerichtet zu seyn; sie verwandte kein Auge von ihr und sah sie mit einer Miene an, als ob sie das Urtheil über Leben und Tod aus ihrem Munde erwartete. Miretta aber stand unbeweglich und mit zu Boden gesenktem Blick am andern Ende des Zimmers und nichts in ihrem Aeußern verrieth was in ihr vorging.

»Nun, Madame, Ihr sagt gar nichts dazu?« fragte Herr von Santoval.

»Verzeiht, Herr Marquis . . . aber die Geschichte ist so unglaublich, so lächerlich, daß ist nicht begreife, wie man ihr nur die mindeste Bedeutung beilegen kann.«

»Ich weiß nicht, Madame, ich zweifle allerdings auch an der Richtigkeit der Aussagen jenes Mädchens, glaube aber doch, daß ein Geheimniß dahinter steckt. Doch das

Räthsel wird hoffentlich bald gelöst werden, denn die junge Unbekannte findet sich jedenfalls wieder. Aber eben fällt mir ein, daß ich Euch noch nicht Alles erzählt habe. Der Polizeilieutenant befahl nemlich, nachdem er den Offizier entlassen hatte, einigen seiner Agenten, sich in das Hôtel in der Straße Bretonvilliers zu begeben, welches der Graf von Marvejols nach seiner Genesung von einer gewissen Wunde wieder bezogen hat, um sich dort zu erkundigen, ob Seiner Herrlichkeit kein Unfall begegnet sey.«

»Und was hat man auf diesem Wege erfahren?«

»Der Graf Leodgard war abwesend und hatte aller Wahrscheinlichkeit nach die Nacht außer seinem Hôtel zugebracht.«

»Darüber wird man sich wohl auch wieder höchlich gewundert haben; obgleich der Graf es meines Wissens sehr häufig thut!«

»Ich habe Euch die ganze Geschichte erzählt, Madame, weil ich glaubte, daß sie Euch interessiren und angenehm unterhalten werde, allein ich sehe, daß ich mich geirrt habe.«

»O, im Gegentheil, Herr Marquis, ich finde die Sache höchst originell, wie Alles was weder Sinn noch Verstand hat, und Ihr würdet mich, im Fall Ihr weiter etwas in dieser Angelegenheit erfahren solltet, durch Mittheilung desselben sehr verbinden.«

»Wenn Ihr dies wünschet, werde ich nicht verfehlen . . . die Hauptsache ist, daß das junge Mädchen wiedergefunden wird!«

Kaum hatte der Marquis das Zimmer seiner Gemalin verlassen, so eilte diese auf Miretta zu, faltete die Hände,

fiel fast auf die Knie vor ihr und sagte mit zitternder Stimme und mit Thränen in den Augen:

»Ich bitte Dich um des Himmels willen, Miretta, sag nicht, daß Du es gewesen bist! gib Dich nicht zu erkennen! mein Leben hängt von deinem Stillschweigen ab! . . . Nicht wahr, Du sagst nichts? . . . versprich es mir!«

»Ich werde um Euretwillen noch warten, Madame,« erwiederte Miretta mit dumpfer Stimme, »aber gerächt muß Giovanni werden!«

XII.

Der Cardinal Richelieu.

Als Leodgard im Hofe des Hôtels seiner Väter blutend umgesunken war, hatte der Hausmeister seine Loge verlassen, um zu sehen wer hereingekommen, und als er seinen Herrn auf dem Steinpflaster liegen sah, hatte er einen Schrei des Entsetzens ausgestoßen; aber Leodgard, der trotz seiner Wunde noch bei völliger Besinnung war, hatte ihm befohlen, keinen Lärm im Hause zu machen, sondern nur einen Diener zur Hilfe herbeizurufen, um ihn in sein Zimmer zu bringen.

Während dann der Hausmeister sich entfernte, um diesen Befehl auszuführen, gelang es dem Grafen, ungeachtet seiner Schmerzen und seiner Schwäche, indem er sich seitwärts rollte, sich von dem olivenfarbenen Kaftan zu befreien, in den er gehüllt war; er hatte ihn dann zusammen gefaltet und auf seiner Brust festgehalten, bis zur Ankunft seiner Leute.

Man hatte nun den Grafen in sein Zimmer getragen und auf dem Wege dahin hatte er fortwährend den Kaftan und den kurzen breiten Degen, mit dem er bewaffnet war, an sich gehalten.

Als der Verwundete im Bett lag, befahl er dem Diener, die Gräfin zu benachrichtigen und sie in seinem Namen zu bitten, daß sie zu ihm kommen möchte.

»Und ich will sogleich einen Arzt holen, Herr Graf,« sagte der Hausmeister.

»Nein, das sollst Du nicht!« erwiederte Leodgard in zornigem Tone. »Daß sich überhaupt Niemand untersteht, das Hôtel zu verlassen! Ich bin in einem Zweikampfe verwundet worden, aber meine Wunde ist ungefährlich und es soll durchaus Niemand erfahren, daß ich mich geschlagen habe. Wer meinem Befehle zuwiderhandelt, verläßt auf der Stelle meinen Dienst. Man benachrichtige die Gräfin.«

Der Diener weckte Marien, und diese begab sich zu ihrer Gebieterin, um sie mit möglichster Vorsicht von dem Geschehenen in Kenntniß zu setzen. Als Bathilde vernahm, daß ihr Gatte verwundet ins Hôtel zurückgekehrt sey, warf sie in aller Eile ein Nachtkleid über und begab sich zu dem Grafen, den sie noch nie aufgehört hatte zu lieben.

Diesmal schien der Anblick seiner jungen Gattin Leodgards Schmerzen zu lindern; er bemühte sich, sie mit einem heiteren Lächeln zu empfangen und sagte dann zu ihr:

»Verschließt die Thüren, ich will mit Euch allein seyn.«

»Aber Ihr seyd ja verwundet, Herr Graf . . . soll nicht vor Allem ein Arzt herbeigerufen werden?«

»Nein, Madame, wenn Ihr mir angenehm seyn wollt,

so thut nichts weiter als was ich Euch sagen würde. Wir sind ganz allein, nicht wahr?«

»Ja, Herr Graf.«

»So reicht mir zuvörderst das Fläschchen, welches dort auf dem Secretär steht . . . es enthält ein Stärkungsmittel, das ich auf Verordnung des Arztes regelmäßig nehmen mußte, als ich vor einiger Zeit krank war.«

Bathilde reichte ihrem Gemal den stärkenden Trank, und nachdem er etwas davon zu sich genommen hatte, sagte er:

»So, dies genügt vor der Hand.«

Das Mittel äußerte alsbald seine stärkende Wirkung auf den Grafen, es gelang ihm mit Hilfe seiner Gattin sich im Bett aufzurichten und er legte selbst einen leichten Verband um die Wunde, der die Blutung einigermaßen hemmte. Hierauf reichte er Bathilden ein Packet, das er bisher verborgen hatte, und sagte zu ihr:

»Werfet dies in den Camin, Madame, und zündet es augenblicklich an.«

»Wie, Herr Graf? dieses Kleidungsstück . . .«

»Thut wie ich Euch geheißen, Madame; was ich Euch in diesem Augenblicke auftrage, ist von größerer Wichtigkeit, als Ihr glaubt.«

Bathilde that was der Graf ihr befohlen und bald stand der olivenfarbene Kaftan in Flammen. Als Leodgard denselben brennen sah, schien er freier zu athmen, und nachdem das Kleidungsstück vollständig vom Feuer verzehrt war, sagte er:

»Jetzt ist nur noch sein kurzer Degen vorhanden, der

mich ins Verderben stürzen kann. Dieser läßt sich zwar nicht verbrennen, aber doch leicht vor Aller Blicken verbergen.«

Nachdem er hierauf die Waffe sorgfältig in seinem Bett verborgen hatte, reichte er seiner Gattin die Hand, welche diese, ganz erstaunt über einen so ungewohnten Beweis von Zuneigung von Seiten ihres Gemals, sogleich ergriff und ans Herz drückte.

»Ich habe Euch viel Kummer verursacht, Bathilde,« sprach Leodgard nun in abgebrochenen Sätzen. »Der Himmel hat mich dafür bestraft und ich werde Euch hinfüro keinen mehr bereiten.«

»Allmächtiger Gott, was sagt Ihr da, Herr Graf! . . . Eure Wunde wird doch nicht gefährlich seyn?«

»Nein, Bathilde, nein . . . beruhigt Euch. Ich wollte nur den gegenwärtigen Augenblick unseres Alleinseyns benutzen, um Euch zu sagen, daß ich meine Fehler bereue und Euch um Vergebung derselben bitten.«

»O, Leodgard, mein heißgeliebter Leodgard! bin ich nicht die glücklichste der Frauen, wenn es wahr ist, daß Ihr endlich für immer zu uns zurückkehren wollt und daß mein Anblick Euch nicht mehr mißfällt? . . . Ich habe Euch nichts zu verzeihen, wohl aber bringe ich Euch meine innige Liebe dar, die Ihr übrigens stets besessen habt!«

»Ich danke Euch, Bathilde, ich danke Euch. Unsere Tochter ist ein Engel, und ich liebe sie, ich liebe sie aus voller Seele. Schickt ja das liebe Kind zu mir, sobald sie erwacht ... wollt Ihr das?«

»Ja wohl, ich will sie sogleich holen, wenn Ihr es wünschet.«

»Nein, laßt sie schlafen, stört sie nicht in ihrem Schlum-

mer. Nun noch etwas, Bathilde. Ich muß mit dem Sire von Jarnonville sprechen, und zwar so bald als möglich. Schreibt einige Worte an ihn, und bittet ihn hierher zu kommen, aber ohne ihm Näheres mitzutheilen. Sobald es Tag wird, sendet zu ihm und laßt ihm noch besonders sagen, daß ich ihn recht bald erwarte.«

»Es soll geschehen, Leodgard. Herr von Jarnonville hat uns schon so viele Beweise von Freundschaft gegeben, daß ich an seiner Bereitwilligkeit, euren Wunsch zu erfüllen, nicht zweifle.«

»Gut; wenn er kommt, soll man ihn sogleich hereinführen. Und nun legt Euch wieder nieder, Bathilde. Ihr werdet des Schlafes noch bedürfen.«

»Ich soll Euch verlassen, während Ihr hier verwundet im Bett liegt? ... O, ich bitte Euch, Leodgard, laßt mich bei Euch bleiben! . . . und dann möcht' ich wohl auch nach dem Arzte senden?«

»Ich wiederhole Euch, daß Ihr meinen Zustand nur verschlimmern würdet, wenn Ihr dies thätet, und das werdet Ihr hoffentlich nicht wollen.«

»Ich wünschte indessen sehr, daß Jemand eure Wunde untersuchte, denn Ihr scheint heftige Schmerzen zu haben...«

»Ihr irrt Euch . . . befolgt meine Anordnungen und kümmert Euch um nichts weiter. Gute Nacht, Bathilde!«

»Ich soll Euch also wirklich verlassen?«

»Ja, ich will es. Zuvor aber beugt Euch zu mir herab, damit ich einen Kuß auf eure Stirn drücke.«

»Ach, theurer Leodgard! wie glücklich bin ich! ...«

Der Verwundete drückte seine entfärbten Lippen auf

Bathildens Stirn, winkte ihr dann, daß sie sich nun entfernen solle, und flüsterte noch die Worte:

»Jarnonville . . . morgen früh . . . vergeßt es nicht.«

Bathilde verließ das Zimmer mit schwerem Herzen, aber sie wagte es nicht sich gegen den Befehl des Gatten, dessen Wille ihr heilig war, aufzulehnen.

Als Leodgard sich wieder allein befand, versuchte er es vergebens, ein wenig zu schlafen; seine mangelhaft verbundene Wunde schmerzte ihn heftig, und überdies glühte bereits das Fieber in seinen Adern. Sobald er die Augen schloß, vermehrten gräßliche Bilder der Phantasie seine Leiden, und in diesem an Delirium grenzenden Zustande brachte er den noch ganzen übrigen Theil der Nacht zu. Endlich brach der Tag an, und kaum hatte die aufgehende Sonne die letzten Schatten der Nacht zerstreut, so trat Jarnonville bei dem Verwundeten ein.

Sein Anblick schien Leodgards Lebensgeister ein wenig aufzurichten.

»Ihr wünschet mit mir zu sprechen, Herr Graf,« hob der Chevalier an, »und Ihr seyd abermals verwundet! Verdankt Ihr dieses neue Unglück etwa wieder dem Marquis von Santoval?«

»Nein, Herr Chevalier . . . aber ich habe Euch Entsetzliches mitzutheilen. Zuvor reicht mir jedoch dieses Stärkungsmittel, damit ich die Kraft gewinne, mit Euch zu sprechen . . . So, ich danke Euch.«

»Ihr scheint sehr schwach zu seyn, Herr Graf . . . soll ich nicht erst . . .«

»Nein, nein, ich will Niemanden mehr sehen als

Euch, denn es handelt sich nicht mehr darum, mir das Leben zu erhalten, sondern nur meine Ehre zu retten, um meines Vaters und meines Kindes willen. Dann werde ich, dann muß ich sterben, und sollte diese Wunde nicht genügen, so werde ich schon andere Mittel finden, um meinem Leben ein Ende zu machen.«

»Ihr erschreckt mich, Graf!«

»Wenn Ihr mich angehört habt, dann wird Euch erst schaudern vor Entsetzen. Kommt her und setzt Euch dicht an mein Bett, damit ich mich nicht so anzustrengen brauche.«

Der Chevalier that wie der Graf ihm geheißen, und nachdem Letzterer die geringe Kraft, die er noch besaß, zusammengerafft hatte, legte er mit schwacher Stimme folgendes Bekenntniß ab.

»Ihr erinnert Euch der Zeit, Jarnonville, wo alle meine Hilfsquellen erschöpft waren, wo ich mein ganzes mütterliches Erbtheil durchgebracht, und mein Vater, nachdem er noch einmal meine Schulden bezahlt, mir erklärt hatte, daß ich nun nichts mehr von ihm zu erwarten habe. Das Spielglück blieb mir indessen nach wie vor ungünstig, ich war allen meinen Freunden Geld schuldig, ich hatte Alles, selbst meinen Mantel verloren. Kein Wucherer, kein Jude wollte mir mehr borgen. In dieser Lage kehrte ich eines Nachts mit mehren Bekannten aus Montrevers' Hause zurück, bei dem ich abermals mehr verloren hatte, als ich besaß, und wir machten auf dem Heimwege bei dem Pont-aux-Choux Halt, um Montrevers zu erwarten. Er kam endlich ganz verstört und entwaffnet an: Giovanni hatte ihn angefallen und ausgeplündert. Dieser kühne Räuber hatte

mich selbst einige Monate früher ebenfalls beraubt. Da ich nichts mehr zu verlieren hatte und demnach auch nichts mehr fürchtete, beschloß ich, den Banditen zu bestrafen und mich an ihm zu rächen, und ich begab mich daher ganz allein nach der Gegend, wo Montrevers angefallen worden war.

»Ich streifte lange umher, ohne Jemanden zu begegnen. Der Tag begann schon zu grauen und noch ließ sich nirgends ein lebendes Wesen blicken. Da bemerkte ich plötzlich etwa zwanzig Schritte vor mir einen Mann, der hinter einem Gebüsch saß, und den Inhalt einer Geldbörse zählte. An seinem Anzuge erkannte ich den Banditen, der mich einmal angefallen hatte und da er mich nicht hatte kommen hören, benutzte ich die günstige Gelegenheit, schlich mich von hinten leise an ihn heran und durchbohrte ihn in dem Augenblicke, als er sich umwendete, mit meinem Degen. Er wollte aufstehen und sich vertheidigen, aber der Stich war tödtlich und durch zwei andere machte ich ihn völlig unschädlich.

»Im Fallen hatte der Räuber seine Mütze und seinen falschen Bart verloren. Als ich diese beiden Gegenstände so wie zwei mit Gold gefüllte Börsen vor mir liegen sah, bemächtigte sich ein höllischer Gedanke meiner Sinne. Ich überlegte, daß Niemand meine That gesehen, daß man seinen Leichnam nicht finden werde, wenn ich ihn in die nicht weit davon entfernten gelben Gräben würfe, und daß man, selbst im Falle man ihn finden sollte, Giovanni nicht erkennen werde, wenn ich ihm seine Waffen und seine Kleider abnähme. Ich dachte an meine Lage und an meine Schulden . . . ich war vergnügungssüchtig, ich besaß einen unersättlichen Durst noch Gold, das ich mir mit Hilfe der

Kleider des italienischen Banditen leicht verschaffen konnte . . . Ein Schwindel ergriff mich und anstatt den abscheulichen Gedanken, der sich meines Geistes bemächtigt, zurückzustoßen, schleppte ich den Leichnam Giovanni's nach den gelben Gräben, stieß ihn hinunter und nachdem ich die Waffen, den Kaftan und die Kopfbedeckung des Räubers sorgfältig in einem Gebüsch verborgen hatte, kehrte ich zu meinen Freunden zurück, denen ich erzählte, daß Giovanni sich nach einem erfolglosen Kampfe meiner Rache abermals entzogen habe. Einige Tage darauf begann der berüchtigte Bandit von neuem seine räuberischen Anfälle auf die Bewohner von Paris. Ihr schaudert zusammen, Jarnonville . . . Ihr wendet Euch ab, Ihr entsetzt Euch vor mir . . . Ja, ich bin ein Bösewicht! . . . So weit können Goldgier und strafbare Leidenschaften den Menschen führen, daß er ein gemeiner Verbrecher wird und die heiligsten Pflichten vergißt! . . . Ich kann mir indessen wenigstens nicht den Vorwurf machen, daß ich je Blut vergossen hätte. Nein, mein Anblick flößte Jedermann einen solchen Schrecken ein, daß diejenigen, welche ich anfiel, gar nicht daran dachten, sich zu vertheidigen, und mir augenblicklich Alles auslieferten, was sie bei sich hatten. Deshalb bin ich jedoch nicht minder ein elender Schurke! . . . Jetzt hatte die Vorsehung, der ich schamlos Hohn gesprochen, meinen Schandthaten ein Ziel gesetzt. Ach, hätte ich auf die Stimme der Natur gehört, hätte ich dem süßen Gefühle Folge geleistet, das der Anblick meiner Tochter, meiner lieblichen Bianca in mir geweckt, hätte ich für immer die Bahn des Verbrechens verlassen, man würde vielleicht nie diese schmachvollen Seiten meines Lebensbuches kennen gelernt haben und die

Ehre meines Vaters wäre gerettet gewesen. O, mein Vater, das solltest Du auf deine alten Tage noch an mir erleben! . . . und meine Tochter! . . . mein Kind! . . .«

Leodgard hielt inne, seine Augen schlossen sich, er konnte nicht weiter sprechen.

Jarnonville leistete ihm nach Kräften Beistand, und ein wenig Wasser sowie ein Schluck von dem stärkenden Getränk hoben bald seine Lebensgeister wieder. Er wollte fortfahren, aber Jarnonville forderte ihn auf, einen Augenblick zu ruhen.

Nach einigen Minuten ertönte ein leises Klopfen an der Thür und Bathildens Stimme ließ sich vernehmen; sie fragte, ob der Graf ihr einzutreten erlaube und ob sie ihm seine Tochter bringen solle.

»Noch nicht,« sagte Leodgard zu Jarnonville, »ich bin noch nicht zu Ende . . . Bittet die Gräfin, daß sie zu ihrer Tochter zurück kehren soll . . . ich werde sie benachrichtigen lassen.«

Nachdem der Chevalier den Wunsch des Grafen erfüllt, setzte er sich wieder an sein Bett und fragte ihn:

»Warum fürchtet Ihr jetzt, daß die Sache offenbar wird? seyd Ihr diese Nacht etwa von Jemanden erkannt worden?«

»Ja, hört nur weiter. Ich hatte das kleine Hôtel in der Straße Bretonvilliers wieder bezogen, weil dieses Haus verborgene Ausgänge hat und ich es daher des Nachts in Giovanni's Anzuge verlassen konnte, ohne von meinen Leuten gesehen zu werden.«

»Und eines Nachts bemerkte Euch dort Ambroisine,

ohne jedoch im entferntesten zu ahnen, daß Ihr nicht jener Giovanni waret.«

»Allerdings . . . aber als sie in meiner Anwesenheit den Vorfall erzählte, fürchtete ich, daß sie mein Geheimniß entdeckt habe. Doch weiter. Diese Nacht . . . brauchte ich wieder Gold . . . ich wollte die Marquise von Santoval entführen . . . und deshalb legte ich auf's neue das Costume des Italieners an. Ja, Jarnonville, ich wollte meine Gattin und meine Tochter wieder verlassen . . . ein Weib, das meiner ganzen Liebe würdig war, und ein Kind, das mein Herz der Reue geöffnet hatte. Ach, ich verdiente meine Strafe! . . . diese Nacht also hatte ich einen reichen Mann angefallen, aber die Scharwache kam dazu und ich hatte noch Zeit die Flucht zu ergreifen . . . Die Soldaten feuerten auf mich, und eine Kugel traf mich in den Rücken.«

»Und diese Kugel? . . .«

»Sie steckt noch in der Wunde . . . ich fühle sie . . . sie verursacht mir fürchterliche Schmerzen.«

»So müssen wir sie herausziehen lassen . . .«

»Nein, nein . . . ein Wundarzt würde sogleich sehen, daß es keine Pistolenkugel ist . . . und eben so würde er erkennen, daß der Schuß mich von hinten getroffen hat, während ich entfloh. Ueberdies muß ich auch sterben . . . aber ich wünschte wenigstens, daß die wirkliche Ursache meines Todes verborgen bliebe.«

»Ruht einen Augenblick aus, Herr Graf, das Sprechen strengt Euch zu sehr an.«

»Nein, ich muß meine Erzählung vollenden . . .

man kann jeden Augenblick kommen, um mich zu verhaften . . .«

»Verhaften?«

»Hört nur weiter. Während ich trotz meiner Wunde entfloh, kam mir ein junges Mädchen nach, rief mich mit dem Namen Giovanni und gab mir die zärtlichsten Namen . . . das Mädchen, die Geliebte des Italieners, holte mich hier in der Nähe ein und hing sich fest an mich . . . die Kräfte verließen mich, ich verlor meine Mütze und meinen falschen Bart . . . und sie erkannte mich.«

»Wer ist dieses Mädchen?«

»Es ist Miretta, das Kammermädchen der Marquise.«

»Sonderbares Verhängniß! . . . Doch Ihr beunruhigt Euch vielleicht ohne Grund, das Mädchen wird schweigen . . .«

»Nein, sie wird nicht schweigen, denn sie liebte Giovanni . . . denn sie hat die ganze Wahrheit errathen . . . sie wird sprechen, denn sie will ihren Geliebten rächen.«

»Man wird sie aber nicht anhören, ihr nicht glauben. Meint Ihr, daß man auf die Aussagen eines solchen Mädchens hin es wagen wird, den Grafen von Marvejols zu beschuldigen? . . . Welche Beweise kann sie beibringen? . . . Euer Anzug . . .«

»Den Kaftan hat Niemand von meinen Leuten gesehen . . . ich habe ihn durch Bathilden verbrennen lassen.«

»Und eure Waffen?«

»Ich trug nie eine andere Waffe bei mir als Giovanni's kurzen Degen, und diesen habe ich hier in meinem Bett ver-

borgen. Wenn man hier Nachforschungen anstellte . . . wenn man den Degen fände . . .«

»Warum sollte man in diesem Hause Nachforschungen halten, das Ihr seit mehren Wochen nicht mehr bewohntet?«

»Aber wenn die Soldaten in vergangener Nacht meine Blutspur verfolgt haben, so werden sie auch entdeckt haben, wie weit ich geflohen bin . . .«

»Sie hatten ja eure Spur verloren, als das junge Mädchen Euch einholte.«

»Ich wiederhole es Euch, Jarnonville, mein Leben will ich nicht retten . . . ich muß sterben . . . ich bin ein Bösewicht . . . ich verabscheue mich selbst . . . nur meinem Vater und meinem Kinde soll meine Schande verborgen bleiben. Ach! diese Qualen! . . .«

Leodgards Kopf sank zurück und eine Todtenblässe überzog sein Gesicht. Der Chevalier wollte schon Bathilden herbei rufen, als sich im Hofe ein Geräusch von Schritten und Stimmen vernehmen ließ. Der Verwundete richtete sich ein wenig auf und flüsterte:

»Hört Ihr es, Jarnonville? . . . sie kommen . . . es sind die Soldaten . . . sie wollen den Grafen von Marvejols als einen Räuber festnehmen . . . ich bin verloren! . . .«

»Beruhigt Euch . . . ich höre in der That Schritte . . .«

»Und Giovanni's Degen, den ich in meinem Bett habe . . .«

»Gebt ihn mir, ich will ihn an meinem Gürtel befestigen . . . bei mir wird man ihn nicht suchen.«

In einem Augenblicke hatte Jarnonville seinen Degen abgelegt, ihn in einen Winkel gestellt und anstatt desselben die von Giovanni herrührende Waffe umgeschnallt. Kaum war er damit zu Ende, so trat ein Diener ein und sagte:

»Es ist ein Offizier mit einigen Soldaten hier, die er im Hof zurück gelassen hat. Er bittet um die Ehre, mit dem Herrn Grafen zu sprechen, und sagt, daß er im Auftrage des Herrn Cardinals Richelieu komme.«

»Im Auftrage des Cardinals? . . . er soll eintreten.«

Der Diener entfernte sich und Leodgard sagte mit einem flehenden Blicke auf Jarnonville:

»Der Cardinal . . . der meinem Vater immer eine so hohe Achtung bezeigt hat . . . sendet den Offizier . . .«

Der Eintritt des Letzteren unterbrach den Grafen.

Der Abgesandte des Cardinals verbeugte sich ehrerbietig vor Leodgard und Jarnonville und sprach dann:

»Herr Graf, ein lächerliches Gerücht, dessen Grundlosigkeit zu beweisen Euch nicht schwer werden wird, hat sich diesen Morgen in der Stadt verbreitet und ist auch Sr. Eminenz zu Ohren gekommen. Einige Soldaten der Scharwache haben diese Nacht den berüchtigten Giovanni verfolgt, auf ihn gefeuert und ihn verwundet, denn er hat auf seinem Wege Blutspuren hinterlassen. Sie verloren den Räuber inzwischen aus dem Gesicht, aber ein junges Mädchen, dem sie begegneten, und in deren Nähe sie die Mütze und den falschen Bart des Banditen fanden, sagte ihnen . . . verzeiht, Herr Graf . . . daß der Mann, den sie verfolgten, nicht Giovanni, sondern der Graf Leodgard von

Marvejols sey. Diese Aussage würde gar nicht verdient haben, daß man sie dem Polizeilieutenant berichtete, hätte nicht in Folge eines Zufalls, den Ihr leicht werdet erklären können, die Blutspur gerade an der Thür dieses Hôtels aufgehört. Da ich Euch in eurem Hause in der Straße Bretonvilliers nicht fand, hat man mich hierher gesandt, und der Herr Cardinal läßt Euch durch mich ersuchen, daß Ihr Euch zu ihm bemüht, wo einige Worte genügen werden, um die abscheuliche Verleumdung zu entkräften.«

»Ich würde dem Wunsche des Herrn Cardinals bereitwilligst nachkommen,« antwortete Leodgard, indem er sich anstrengte, seine Schmerzen zu überwinden, »allein es ist mir in diesem Augenblicke unmöglich. Ich kann das Bett nicht verlassen, denn ich bin verwundet.«

»Verwundet?« rief der Offizier, dessen Stirn sich alsbald ein wenig faltete; »Ihr seyd verwundet, Herr Graf? und seit wann, wenn ich fragen darf?«

»Seit gestern, mein Herr.«

»Seit . . . gestern? . . . und darf man erfahren, wo Ihr verwundet seyd?«

»Unter anderen Verhältnissen würde ich Euch auf diese Frage nicht antworten . . . aber nach den in Umlauf gekommenen Gerüchten sehe ich wohl ein, daß ich nicht schweigen darf. Ich habe mich gestern im Gehölz von Vincennes auf Pistolen geschlagen. Da ich die Strenge der Duellgesetze kenne, wollte ich den Zweikampf möglichst geheim halten, und ich erwartete daher den Abend, ehe ich in mein Hôtel zurückkehrte.«

»Sehr wohl, Herr Graf . . . Ihr werdet jedoch ent=

schuldigen, wenn ich noch einige Fragen an Euch richte. Mit wem habt Ihr Euch geschlagen?«

»Ich habe mich dem Zorne des Cardinals überliefert, meinen Gegner aber werde ich nicht angeben!«

»So nennt nur wenigstens eure Secundanten.«

Leodgard hatte den Kopf wieder zurücksinken lassen und er antwortete nicht; seine Kräfte schienen erschöpft zu seyn. Jetzt stand Jarnonville auf, trat vor den Offizier und sagte zu ihm:

»Ich bitte Euch, Herr Offizier, daß Ihr den Grafen von Marvejols nicht länger quälet, er hat schon genug von den Schmerzen zu leiden, die ihm seine Wunde verursacht; Ihr wollt wissen mit wem er sich geschlagen hat? . . . Nun wohl, ich war sein Gegner. Ja, mein Herr, wir geriethen gestern über einen geringfügigen Gegenstand in Streit, und da wir Beide zu heißblütig waren, als daß wir bis zum andern Tage hätten warten können, begaben wir uns auf der Stelle nach Vincennes und schossen uns dort ohne andere Zeugen als den Himmel. Ich hatte das Unglück, den Grafen schwer an der Schulter zu verwunden. Nachdem Blut geflossen, söhnten wir uns wieder aus, wir kehrten erst spät am Abend zusammen nach Paris zurück, und diesen Morgen war ich hierhergekommen, um mich nach dem Befinden meines Gegners zu erkundigen. Ihr wißt nun Alles.«

Während Jarnonville diese Worte sprach, glänzte ein Strahl von Freude in Leodgards Zügen und er sah den Chevalier mit einem Blicke an, der seine ganze Dankbarkeit ausdrückte.

»Dadurch wird Alles erklärt, Herr Chevalier,« sagte

der Offizier, »und ich bitte den Herrn Grafen, mich zu entschuldigen. Ich habe jedoch noch eine schmerzliche Pflicht zu erfüllen. Ihr kennt die strengen Gesetze in Bezug auf den Zweikampf und wißt daß wir jeden Uebertreter derselben verhaften müssen. Ihr seyd Beide schuldig. Den Herrn Grafen von Marvejols muß ich wegen seiner Verwundung hier lassen, wo er bis auf weiteres als Gefangener bleibt, Euch aber, Sire von Jarnonville, muß ich auf der Stelle vor den Cardinal-Minister führen, der über euer Schicksal entscheiden wird.«

»Gut, mein Herr, führt mich zu dem Cardinal, ich bin bereit, mit Euch zu gehen.«

Der Offizier verbeugte sich und schritt auf die Thür zu, während Jarnonville ans Bett des Verwundeten trat, der mit schwacher Stimme zu ihm sagte:

»Ihr rettet die Ehre meiner Familie, Chevalier! ich danke Euch tausendmal dafür und wünsche nur, daß Ihr nicht das Opfer eurer edlen Hingebung werdet. Was mich betrifft, so kenne ich meine Pflicht . . . vor Ablauf einer Stunde werde ich aufgehört haben zu existiren. Lebt wohl, Chevalier . . . ich bitte nicht um eure Hand, denn die meinige ist befleckt . . . aber verzeiht mir, um meiner Gattin und um meines Kindes willen.«

Jarnonville reichte tief ergriffen Leodgard die Hand; der Offizier aber sagte schon:

»Ich erwarte Euch, Sire von Jarnonville!«

Und in Folge dieser Erinnerung verließ der Chevalier, nachdem er noch einen Blick des Abschiedes auf den Verwundeten geworfen, das Zimmer.

Als Leodgard wieder allein war, richtete er sich ein

wenig auf und sein schon halb gebrochenes Auge blickte im Gemache umher, bis es endlich auf einem kleinen Möbel ruhen blieb. Ein Strahl der Freude flog über sein Gesicht und er wollte eben schellen, als ein Diener schüchtern eintrat und sagte:

»Verzeihung, Herr Graf, daß ich hereinkomme, ohne gerufen worden zu seyn . . . aber die Frau Gräfin wünscht dringend Euch mit dem kleinen Fräulein zu besuchen.«

»Gut, gut, den Augenblick . . . zuvor öffne jedoch in dem kleinen Tische dort den Schubkasten zur Linken . . . er wird nicht verschlossen seyn . . . und gib mir das Fläschchen . . . welches Du darin findest.«

Der Diener führte den Befehl seines Herrn aus und brachte ihm ein kleines Flacon, das eine gelbliche Flüssigkeit enthielt. Leodgard nahm es in Empfang, betrachtete es aufmerksam und legte es dann unter sein Kopfkissen, indem er sagte:

»Jetzt benachrichtigt die Frau Gräfin, daß ich bereit bin sie zu empfangen.«

Bathilde wartete wahrscheinlich im Nebenzimmer, denn fast unmittelbar darauf erschien sie mit ihrer Tochter, welche an das Bett ihres Vaters eilte und ausrief:

»O, mein Papa, wie freue ich mich, daß Du zurückgekommen bist! . . . Du bist wieder krank . . . aber wenn Du wieder gesund bist, gehst Du nicht noch einmal fort . . . nicht wahr, dann bleibst Du bei uns?«

»Nein, ich gehe gewiß nicht wieder fort, mein gutes Kind!« rief Leodgard, indem er Bathilden winkte, die Kleine auf sein Bett zu heben, damit er sie küssen könnte.

Im nächsten Augenblicke hielt er das holde Kind in

seinen Armen, bedeckte sie mit innigen Küssen uud große Thränen perlten in seinen Augen, welche noch nie geweint hatten.

Bathilde kniete tief ergriffen vor dem Bett nieder und flüsterte:

»Mein theurer Leodgard, die Liebe, die Ihr zu eurer Tochter an den Tag legt, macht mich unaussprechlich glücklich! . . . Seyd versichert, daß wir uns stets bestreben werden, uns eurer Zuneigung würdig zu machen. An eurer Seite zu leben, wird der süßeste Lohn für unsere Bemühungen seyn, Euch in allen Stücken zu gefallen.«

»Ich danke Euch, Bathilde, reicht mir eure Hand, damit ich sie drücke. Kommt näher und laßt Euch von mir küssen.«

»Leodgard! eure Lippen sind brennend heiß . . . euer Blick wird immer matter . . . euer Zustand scheint sich zu verschlimmern! . . . Wollt Ihr mir denn nicht erlauben, daß ich nach einem Arzte sende?«

»Nein, ich verbiete es Euch ausdrücklich. Ich will nachher schlafen, dies wird mich wieder stärken und meine Schmerzen lindern . . . Sieh' mich noch einmal an, Bianca . . . Ach, wie schön Du bist! wie stolz wird man auf Dich seyn! . . . ich lese es in deinen Augen . . . Du liebst deine Mutter und wirst ihr stets Freude machen.«

»Auch Dich liebe ich, mein Papa . . . von ganzem Herzen!«

Leodgard richtete sich noch einmal auf, um seine Tochter mit inniger Zärtlichkeit zu umarmen und zu küssen; aber eine leichenhafte Bläffe bedeckte sein Antlitz, so daß Bathilde ausrief:

»Ich bitte Euch, Leodgard, nehmt wenigstens etwas von dem Stärkungsmittel, das Euch diese Nacht schon so gute Dienste gethan hat.«

»Jetzt nicht . . . ich bedarf der Ruhe . . . ich will schlafen . . . Lebt wohl, Bathilde . . . lebe wohl, Bianca!«

»Nein, nicht Lebewohl, mein Papa, sondern auf Wiedersehen . . . wir kommen bald wieder!«

»Wartet, bis ich Euch rufen lasse. Bete für mich zum lieben Gott, mein gutes Kind!«

»Ja, Papa, ich will ihn bitten, daß er Dich recht bald wieder gesund machen soll.«

»Wenn Ihr es erlauben wolltet, lieber Leodgard, würden wir bei Euch bleiben . . . wir würden gewiß kein Geräusch machen.«

»Ja, mein Papa, laß mich hier . . . ich will auch recht artig seyn . . . ich will nicht spielen!«

»Nein, verlaßt mich . . . später . . . könnt Ihr wiederkommen . . . geht . . . laßt mich allein.«

Bathilde verließ nur ungern und mit gepreßtem Herzen ihren Gatten, aber sie wagte es nicht, seinem Willen entgegen zu handeln. Sie entfernte sich daher mit Bianca, die ihrem Vater noch Kußhändchen zuwarf, welche er mit einem wehmüthigen Lächeln erwiederte.

Inzwischen war Jarnonville mit dem Offizier im Palast des Cardinals Richelieu angelangt. Keine weitere militärische Wache begleitete sie, denn Jarnonville hatte sein Ehrenwort gegeben, daß er keinen Versuch machen werde zu entfliehen, und man wußte, daß man sich darauf verlassen konnte. Als die beiden Männer in dem Wartezimmer neben Richelieu's Cabinet angekommen waren, verließ der Offizier den Chevalier auf einen Augenblick, um Seine

Eminenz zu benachrichtigen, und nach einigen Minuten meldete er seinem Gefangenen, daß der Cardinal ihn bitten lasse, einen Augenblick zu warten.

Der Chevalier blieb allein und es verging eine halbe Stunde, ohne daß sich Jemand sehen ließ. Ihm wurde jedoch die Zeit nicht lang. Die Ereignisse, die er am Morgen erlebt, hatten einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth gemacht, und er dachte nicht an seine eigene Gefahr, sondern nur an Bathildens Kummer und an die arme kleine Bianca, die bald keinen Vater mehr haben sollte.

„Es muß indessen seyn!“ sagte er zu sich selbst; „ja, er muß seinem Leben ein Ende machen. Sein Tod wird zwar seine Verbrechen nicht mildern, aber doch den Schleier des Geheimnisses darüber breiten.“

Endlich meldete ein Diener dem Chevalier, daß der Cardinal ihn empfangen könne, und alsbald wurde er in dessen Arbeitscabinet eingeführt.

Der Minister war allein und er sah in Folge der Anstrengung, mit der er trotz seines hohen Alters noch täglich arbeitete, sehr blaß und angegriffen aus. Aber in dem Auge dieses schwächlichen und kränklichen Greises, vor welchem ganz Europa zitterte, glänzte noch das ganze Feuer der Jugend.

Er saß an seinem Schreibtische, und während er eine Menge Papiere durchsah, streichelte er eine auf seinem Schooße sitzende Katze, zwei andere spielten zu seinen Füßen auf dem Teppiche. Als der Sire von Jarnonville eintrat, blickte Richelieu auf, betrachtete den Chevalier eine Weile und sagte dann in einem Tone zu ihm, aus welchem keineswegs Zorn sprach:

„Was habe ich hören müssen, Sire von Jarnonville?

Ihr habt Euch mit dem Grafen von Marvejols geschlagen? . . . Ist dies wahr?«

»Ja, Monseigneur.«

»Ihr müßt indessen die in Bezug auf den Zweikampf von mir erlassenen Verordnungen kennen. Ich habe es für meine Pflicht erachtet, dieser barbarischen Sitte, sich wegen eines Wortes gegenseitig umzubringen, einen Zügel anzulegen; denn hätte ich es nicht gethan, so würde der König voraussichtlich bald gar keinen Hof mehr gehabt haben. Ihr wußtet also, Chevalier, daß Ihr Euch der Todesstrafe aussetztet?«

»Ja, Monseigneur, ich wußte dies.«

»Und dennoch habt Ihr Euch dadurch nicht abhalten lassen? . . . Welcher wichtige Beweggrund konnte Euch bestimmen, dem Gesetze Hohn zu sprechen? . . . Antwortet, Herr Chevalier . . . ich hielt Euch immer für einen Freund des Grafen Leodgard, und irre ich nicht, seyd Ihr sogar der Pathe seines Kindes.«

»Ich habe allerdings bei der Taufe seiner Tochter die Stelle des alten Marquis von Marvejols vertreten.«

»Ihr interessirtet Euch ferner sehr für die junge Gräfin, und doch habt Ihr Euch mit ihrem Gatten geschlagen . . . Sprecht, was war die Veranlassung zu dem Zweikampfe?«

Jarnonville, dem es sehr schwer wurde, eine Unwahrheit zu sagen, besonders wenn er eine ganze Geschichte erfinden mußte, wurde vor Richelieu's durchbohrendem Blicke verlegen und stammelte:

»Monseigneur . . . zwischen Männern, welche oft beisammen sind . . . bedarf es zuweilen nur eines gering-

fügigen Wortes . . . der Graf Leodgard ist sehr reizbar . . . und ich selbst lasse mich leicht hinreißen . . .«

Während Jarnonville diese abgebrochenen Sätze hervorstammelte, fiel der Blick des Cardinals zufällig auf den kurzen und breiten Degen, den er an der Seite trug, und er unterbrach ihn daher mit der unverhofften Frage:

»Ihr habt da einen ganz sonderbaren Degen, Chevalier . . .«

»In der That . . . ich trage ihn nicht für gewöhnlich . . .«

»Das glaube ich, denn ich habe ihn noch nie bei Euch gesehen. Woher habt Ihr denselben?«

»Ich habe ihn unter mehren anderen Waffen gefunden, die mein Vater hinterlassen.«

»So, so . . . Apropos, habt Ihr gehört, was ein junges Mädchen in Bezug auf den Grafen Leodgard ausgesagt hat?«

»Allerdings, diesen Morgen.«

»Ihr glaubt doch auch nichts davon?«

»Wie könnte ich dies, da ich weiß daß ich den Grafen im Zweikampf verwundet habe?«

»Sehr richtig. Doch laßt mir den Degen, den Ihr von eurem Vater geerbt habt, einmal ansehen, er interessirt mich!«

Jarnonville schnallte die Waffe los und überreichte sie dem Cardinal mit der Scheide; dieser aber zog sie heraus und las auf der Klinge den Namen Giovanni in goldenen Lettern. Ohne sich etwas merken zu lassen, steckte er den Degen wieder in die Scheide und fragte:

»Sire von Jarnonville, glaubt Ihr, daß die Wunde des Grafen Leodgard gefährlich ist?«

An einer auf dem Camin stehenden Uhr schlug eben die zwölfte Mittagsstunde.

»Der Graf Leodgard lebt schon nicht mehr,« antwortete der Chevalier, nachdem er die Schläge der Uhr gezählt hatte.

»So? meint Ihr?«

»Ich bin fest überzeugt davon, Monseigneur.«

Die Stirn des Ministers glättete sich wieder und er gab Jarnonville seinen Degen mit den Worten zurück:

»In diesem Falle ist Alles gut . . . ein Schuldiger ist bestraft, und dies genügt. Euch begnadige ich, Herr Chevalier, obgleich Ihr den Zweikampf eingesteht . . . denn es bleibt dabei, daß Ihr Euch mit dem Grafen geschlagen habt. Aber zerbrecht diesen Degen, er könnte Euch compromittiren. Lebt wohl, Chevalier . . . tröstet die junge Witwe und beschützet die kleine Waise, wie Ihr die Ehre des Namens beschützt habt, den sie führen.«

Als Jarnonville ins Hôtel Marvejols zurück kam, fand er Jedermann in Thränen. Die Gräfin, die sich um ihren Gatten ängstigte, hatte sich trotz seines Verbotes wieder zu ihm begeben und hatte ihn nicht mehr am Leben gefunden.

Ambroisine war es, die dem Chevalier entgegen kam, um ihm die Trauerkunde mitzutheilen. Jarnonville drückte ihr mit Innigkeit die Hand und sagte zu ihr:

»Denken wir jetzt nur daran, eure Freundin zu trösten . . . das Uebrige wird die Zeit thun. Die Liebe ihrer Tochter, so wie eure und meine Freundschaft werden ihr hoffentlich noch glückliche Tage verschaffen.«

Am Abend dieses ereignißvollen Tages erfuhr ein junges Mädchen, welches schon mehre Stunden in der Nähe